

6 Bildung und Bildungsintegration in Ordnungen der finanziellen Nützlichkeit

»Ich hörte den Moderator noch zu einem seiner Gäste sagen: ›Sie sind doch der lebende Beweis dafür, wie bereichernd Einwanderung sein kann.‹ [...] Ich lief in Richtung Ausgang und war schon fast aus der Tür, da antwortete die Ärztin auf der Bühne: ›Sehe ich so aus, als wäre ich hier, um Sie zu bereichern?« (Utu 2015, S. 106)

Eine Form des Blicks auf Bildung und Bildungsintegration im Diskurs um Migration und Integration ist das Betrachten von Bildung als finanzielle Investition. Bildung wird innerhalb dieser Narration als Wert betrachtet, für den bezahlt wird, also vorwiegend in Verbindung mit Geld. Dabei werden häufig Summen genannt, die als Bildungsinvestitionen bzw. Kosten aufgeführt werden und denen gegenüber der zu erwartende Nutzen steht. Bildung gilt hierbei als verwertbar, als Zweck zur Ge-winnerzeugung. Somit steht vor allem Bildung als Bildungsqualifikation für Berufe im Fokus, während Bildung als Transformationen zum Zugang bzw. des Verhältnisses zu Welt und Selbst (Dörpinghaus 2015, S. 464; El-Mafaalani 2020, S. 23–24; Kockemohr 2007; Koller 2016; Koller et al. 2007), Bildung als Selbstzweck, Bildung als Vervollkommnung im Sinne einer »allgemeine[n] Menschenbildung« nach Humboldt (Vallentin 1999, S. 125) innerhalb dieser Darstellung nicht zur Geltung kommen. Es geht um Zahlen, Verluste und Gewinne. Die Menschen, die gebildet werden, stehen dabei im Hintergrund. Sie erscheinen als passive Figuren, in die Geld gesteckt und von denen Nutzen erwartet wird. Die Narration von Bildung als finanzieller Investition steht im engen Zusammenhang mit Debatten zum Fachkräfte-mangel und zur Anerkennung von Menschen als potenziell verwertbar. Innerhalb dieser Verwertungslogik anerkannt zu werden, bedeutet, als potenziell gewinnbringend anerkannt zu werden und kann mit Objektifizierungen einher gehen. Es gibt auch Kombinationen von der Thematisierung von Kosten und gleichzeitigem Sicht-barmachen, dass es um Menschen geht. Aber es überwiegen quantifizierende Dar-stellungen, in denen Menschen hinter den Zahlen, die sie beschreiben und mit Kos-

ten in Verbindung bringen, verschwinden. Es handelt sich nicht um ein neues Phänomen, das erst im Untersuchungszeitraum zu finden ist. Auch in der Zeit vor 2015 waren finanzielle Aspekte ein grundlegender Maßstab für die Einteilung migrantisierter Personen in eine Dichotomie von problematisierten, negativ dargestellten Integrationsverweigernden und positiven, als Ausnahmen aufgeführten Gegenbeispiele (Lemme 2020, S. 243–244).

6.1 Bildung als Investition – Unabhängig von Migration, gesamtgesellschaftlich unhinterfragte Norm?

»Darauf, daß Bildungsausgaben Zukunftsinvestitionen sind, die sowohl dem einzelnen als auch der Gesellschaft Nutzen bringen, haben bereits die Klassiker der Nationalökonomie aus dem 18. und 19. Jahrhundert hingewiesen. Erst die moderne Bildungswirtschaftslehre etablierte, war jedoch methodisch imstande, diesen Hinweis durch empirische Ermittlung der individuellen und gesellschaftlichen Bildungserträge zu substantiiieren.« (Weiß 1993, S. 7)

»A history of the requirement to be useful is also a history of exhaustion. Use becomes for some a form of biological destiny as well as bodily depletion. What we learn from this history of use is that the idea that usefulness resides somewhere – in an arm or a body and thus also in a system – is directly related to use as being used up or overused. Race and class work together to create a set of expectations of who will be useful for what, of what some bodies are for or how some bodies become for, of who and what becomes available as resources to be used up.« (Ahmed 2019, S. 95)

Die Rede von Bildungsinvestitionen und Bildung als Investition ist weit verbreitet und hat eine lange Tradition. Dies passiert nicht unbedingt nur im Zusammenhang mit Migration oder Migrationszuschreibungen, sondern häufig auch allgemein ohne kategorisierende Zuschreibungen. So verweist Armin Bernhard beispielsweise auf Aussagen Helmut Kohls als Ausdruck gesellschaftlicher Positionen zu Bildung als Ware:

»Schon im Geiste des neoliberalen Paradigmas formulierte Altbundeskanzler Helmut Kohl in den 1980er Jahren: ›Intelligente Kinder sind der wahre Rohstoff in einem rohstoffarmen Land.‹ [...] Die rot-grüne Bundesregierung stand dieser Aussage aus dem Kontext der schwarz-gelben Koalitionsregierung in nichts nach, wenn sie die Metapher des Rohstoffs zur Kennzeichnung menschlicher Fähigkeiten übernahm: ›Die Kreativität und die Kompetenzen der Menschen‹ seien ›der wichtigste Rohstoff Deutschlands‹ (Bundesregierung 2000, S. 34) denn die

›Innovationen von morgen fangen in den Köpfen der jungen Menschen von heute an‹ (Schröder 2000, S. 49).« (Bernhard 2007, S. 203)

Es ist generell von Menschen die Rede, ohne dass Differenzkategorien verwendet werden. Auch im wissenschaftlichen Diskurs spielt diese Perspektive auf Bildung eine zentrale Rolle (Cattaneo und Wolter 2018; Edding 1963; Gehrels 1965; Schettkat 2002), wie sich mitunter an Aufsätzen wie »Ist Bildung eine rentable Investition?« (Cattaneo und Wolter 2018) zeigen lässt. Neben diesen allgemeinen Aussagen bestehen aber auch Unterscheidungen, die in der Tradition der Bildungstheorien klassistische Muster produzieren. Lange wurde Berufsausbildung, die an wirtschaftlichen Nützlichkeitsvorstellungen orientiert war, als Gegenstück von Bildung im humanistischen bzw. neuhumanistischen Sinne betrachtet (Blankertz 1985, S. 12–14). Bereits im 17. Jahrhundert, der »Zeit der großen Merkantilisten und Kameralisten«, bestimmten wirtschaftliche Überlegungen maßgeblich das Denken über die Heranbildung der arbeitenden Bürger*innen (ebd., S. 32). Überlegungen der Nützlichkeit, auch im ökonomischen Sinne, wurden aber auch von den Philanthrop*innen philosophisch aufgefächert, wobei nach wie vor Unterschiede hinsichtlich des Standes vollzogen wurden (ebd. S. 36). In der heutigen Zeit ist immer noch zu beobachten, dass sich in Abhängigkeit von Kategorien wie sozio-ökonomischen Schichten bzw. je nach habitueller gesellschaftlicher Position ökonomischer Nutzen unterschiedlich stark als Maßstab aufdrängt.

Ebenso wie finanzsprachliche Rahmungen ist aber auch die Kritik an ihnen schon lange etabliert (Bernhard 2007; Blankertz 1985; Vallentin 1999). Bereits im Neuhumanismus wurde dem Verwertungsgedanken der sogenannten Aufklärungspädagogik mit dem »Studium um seiner selbst willen« begegnet (Blankertz 1985, S. 74–75).

Somit wird Bildung bereits lange, auch unabhängig von Kategorisierungen mit Migrationsbezügen und Rassifizierungen, als Investition betrachtet und gleichzeitig haben auch Gegenpositionen eine lange Tradition. Warum ist es dann überhaupt relevant, diesen Umstand, die Rede von Bildung als Investition im Diskurs zu Migration und Integration, hervorzuheben und zu diskutieren? Erstens, weil sich die Bewertung von Bildung als Investition auf die Anerkennung von Bildung auswirkt und somit für die hier vorliegende Fragestellung relevant ist. Zweitens, weil insbesondere langfristig gewachsene diskursive Figuren so etabliert sind, dass sie des Nachfragens bedürfen, um die Funktionsweisen der Aussagenbilder aufzuzeigen. Drittens, weil es im Kontext von Migration und Integration Besonderheiten gibt, die deutlich machen, wie sehr diese Formulierungen an Vorstellungen einer homogenen Nation und eines Nationalinteresses geknüpft sind. Es macht einen Unterschied, ob imagined wird, a.) die Investierenden, b.) die, in die investiert wird/werden sollte und c.) die Profitierenden seien alle Teil des gleichen Kollektivs (vgl. (Anderson 2006) oder ob eine *Wir vs. die Anderen* Dichotomie (re-)produziert wird, in der *die Anderen* zu

Verwertungsgütern objektifiziert werden, in die es zu investieren, die es zu bilden gilt, um den *eigenen Profit*, also den des *Selbst/Wir* zu steigern. Das Erste ist gleichermaßen ein Konstrukt wie das Zweite, wie bei der Betrachtung der Heterogenität, Hybridität (Sieber 2012; Bhabha 1994) und grenzüberschreitenden Kollektivität von Subjekten deutlich wird. Zudem ist die Anwesenheit, das *Dasein*, unmarkierter/unsichtbar normalisierter/zugehöriger Personen nicht in Frage gestellt. Es geht bei der Frage, ob sich Bildung »rechnet« dann ausschließlich um die Frage nach der Legitimation der Bildung und nicht nach der Legitimation der Menschen und ihrer Anwesenheit. In Kontexten, in denen *Daseinsberechtigungen* in Frage gestellt werden, sieht das anders aus. Im Kontext von Migration, Flucht und Integration kann in manchen Umständen die Frage der Legitimation eine Existenzielle sein, da *Dasein* nicht von vorneherein diskursiv unhinterfragt ist, sondern im Gegen teil, immer wieder als Frage formuliert wird. Somit geht mit der Rechnung der *sich lohnenden Bildungsinvestition* eine Anerkennung als anwesenheitsberechtigt einher (nicht zwangsläufig im juristischen Sinne von Gewährung des Aufenthaltsstatus, sondern als diskursive, gesellschaftliche Anerkennung). Die Abhängigkeit von dieser Anerkennung und die Nutzung dieser Abhängigkeit im Sinne der wirtschaftlichen Interessen der Dominanzgesellschaft entspricht »Rassismus als negative Form des Bruchs von Verhältnissen des Einander-Brauchens und Aufeinander-verwie sen-Seins [...] und damit Rassismus als Ge- und Ver-Brauchsverhältnis (Kourabas 2021, S. 136–137), wie Veronika Kourabas es in Bezug auf den *Gebrauch* von Gastarbeitenden beschreibt.

Bei diesen auf Migrantisierungen und Rassifizierungen bezogenen Überlegungen müssen allerdings auch immer intersektionale Vorstellungen von Investitionen, Profiten und Humankapital mitgedacht und machtkritisch analysiert werden. Wie bereits deutlich wurde, sind insbesondere Interaktionen mit *Class* bzw. sozialem Status entscheidend für die hier vorgenommenen Positionierungen.

Wichtig: Es geht in diesem Abschnitt nicht darum, ob Bildung eine (sinnvolle) Investition ist. Nach wie vor erlaubt die Diskursanalyse keine Urteile über *tatsächliche Istzustände*. Was sich feststellen lässt, ist, dass die Debatten in den untersuchten Nachrichtenartikeln, welche Teile des politischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurses widerspiegeln, mit wissenschaftlichen Diskurselementen (Cattaneo und Wolter 2018; Schettkat 2002; Weiß 1993) vielfach darin übereinstimmen, dass Bildung eine Investition sei, die sich rentiere. Hier geht es jedoch darum, wie Aussagensysteme funktionieren und speziell um die Anerkennung von Bildung im Kontext von Migration und Integration. Daher steht die Feststellung im Mittelpunkt, dass die Anerkennung von Bildung im Zusammenhang mit Migration stark an finanzsprachliche Muster und insbesondere die Vorstellungen von Kosten und Investitionen gebunden ist. Im Folgenden wird dementsprechend untersucht, wie Bildungsanerkennung in der Migrationsgesellschaft innerhalb dieses Denkrahmens funktioniert bzw. wie dieses Muster angewendet wird.

Finanzsprachliche Ausdrucksweise

Bildung wird sprachlich zur Investition oder zur Ausgabe und mit ihr wird der zu bildende Mensch zur Ware (Bernhard 2007), zum Produktionsmittel, zu einem Verwertungsgegenstand. Sprachlich äußern sich diese Analogien und die dahinter liegenden Vorstellungen in der Verwendung bestimmter Ausdrücke. So werden im Diskurs zu Migration und Integration Ausdrücke wie »Investitionen« (El-Sharif, SPIEGEL 11.01.2016; Kotlar, FOCUS 10.09.2015) oder »klug investieren« (Fietz, FOCUS 21.11.2015) und »kosten« (Himmelrath, SPIEGEL 16.06.2016) als Verb ebenso wie als Nomen »Kosten« (Ohne Autor*in, FOCUS 19.08.2016), »Rechnung« (Krenz, SPIEGEL 02.09.2015), bzw. sich »rechnen« (Ohne Autor*in FOCUS 16.06.2016a), »Rendite« (Himmelrath, SPIEGEL 16.06.2016), »Gewinn« (Kotlar, FOCUS 10.09.2015), »amortisieren« (Götz, SPIEGEL 02.07.2016), »preiswert« (Himmelrath, SPIEGEL 16.06.2016), sich auszahlen (»zahlt sich [...] aus« Ohne Autor*in, SPIEGEL 16.06.2016) sowie »Humankapital« (Ohne Autor*in, SPIEGEL 14.04.2016) verwendet. Sowohl bei SPIEGEL ONLINE als auch bei FOCUS ONLINE werden mit diesen finanzsprachlichen Ausdrücken Bilder von *Geld aufwenden um Nutzen zu erhalten* produziert.

Im folgenden Beispiel aus einem FOCUS ONLINE Artikel sind es die Formulierungen »Gewinn«, »Investition tätigen« und »Investition in die Zukunft«, die dies verdeutlichen:

»Das gute pädagogische Prinzip, dass Kinder viel voneinander aus ihrer Verschiedenheit lernen können, ist auf jeden Fall eine Chance für die deutschen Schüler, findet Beckmann. Auch gerade für die Fachkräfte-Situation in unserem Land sei die aktuelle Zuwanderungswelle ein Gewinn: ›Die Investitionen, die wir jetzt tätigen, sind eine Investition in die Zukunft dieses Landes.‹« (Kotlar, FOCUS 10.09.2015)

Es gehen positive Konnotationen mit »Gewinn« und »Investition in die Zukunft« einher – es ist die Vorstellung des Schaffens von Mehrwert, von Ertrag, von Wachstum. Es bildet sich ein Abbild der zentralen kapitalistischen Zielvorstellungen. Diese positive Konnotation wirkt als Anerkennung von Bildung im Kontext von Migration im Sinne eines Mehrwehrts. Es geht um Bildungsausgaben als Investition und Immigration als potenziellen Gewinn im Kampf gegen den Fachkräftemangel. Migration und Bildung werden hierbei zu wichtigen wirtschaftlichen Instrumenten und damit in diesem Sinne positiv belegt. Allerdings gilt dies nur in diesem speziellen Sinne, also zweckgebunden. Es geht dabei weder vorrangig um Menschen als Personen noch um Bildung als Selbstzweck.

So auch in diesem Beispiel aus einem SPIEGEL ONLINE Artikel, in dem Sprachförderung durch Amortisierung der Kosten – bzw. der Furcht vor »Folgekosten«, falls Investitionen ausbleiben – gerechtfertigt wird:

»Die Kosten für intensive Sprachförderung im Kindergarten- und Schulalter amortisieren sich langfristig, oder aber, im Gegenteil, sie führen zu Folgekosten der Dauer-alimentierung eines neuen Sprachprekariats, das ohne ausreichende Beherrschung des Deutschen nicht nur, aber insbesondere Einwanderer in manchen Stadtteilen schon lange abhängt.« (Götz, SPIEGEL 02.07.2016)

Bildung wird sprachlich zum Markt, in diesem Fall Sprachbildung, in dem es um Kosten und mögliche Gewinne, also Risikoabwägungen geht.

Es müssen erst wirtschaftliche Vorteile sichtbar gemacht bzw. die Sprache des neoliberalen Kapitalismus verwendet werden, damit Sprachen als *wertvoll* anerkannt werden und damit Bildungsangebote entstehen, die den Bedürfnissen der zu bildenden Personen entsprechen:

»Der Vorstoß einiger Bundesländer, Arabisch für Flüchtlings- und Migrantenkinder künftig als Schulfach mit Zeugnisrelevanz einzuführen, zog rechte Stimmungsmache nach sich. Bislang sind Migrantensprachen kaum Teil des regulären Unterrichtsangebots und finden sich, wenn überhaupt, als ‚gering geschätztes schulisches Sonderangebot, als ein Angebot, das unter anderem deshalb als minderwertig gilt, weil es sich prinzipiell nicht an alle, sondern nur an Nichtdeutsche richtet‘, wie Ingrid Gogolin, Erziehungswissenschaftlerin an der Universität Hamburg, schreibt.

Gogolin kritisiert, dass das öffentliche deutsche Bildungswesen für den Ausbau und die Pflege dieser Sprachen so gut wie keine Verantwortung übernommen hat. Der offizielle Umgang, den sich Deutschland mit den Sprachen Zugewanderter leiste, trage Züge von Kapitalvernichtung: Wertvolle Ressourcen werden verschwendet, gesellschaftlicher Reichtum vergeudet.« (Ohne Autor*in, FOCUS 16.09.2018)

Bedürfnisorientierte Argumentation findet keine so signifikante Stellung im Diskurs wie wirtschaftsorientierte. Es werden die Ausdrücke »sich [...] leiste«, »Züge von Kapitalvernichtung«, »Wertvolle Ressourcen«, »verschwendet«, »gesellschaftlicher Reichtum«, »vergeudet« verwendet. Die ökonomische Sprache erscheint hier als Zugangsvoraussetzung oder mindestens -erleichterung, um manche Aussagen und insbesondere Forderungen in den Diskurs einzubringen.

Aus dieser Sprache spricht die marktwirtschaftliche Logik der nachhaltigen Investitionen – in Menschen, die hinter Zahlen verschwinden und Bildung, die der Arbeit verschrieben ist.

Bildung als Investition

Wie einem praxisbezogenen Einführungswerk »BWL für Juristen« zu entnehmen ist, lässt sich der Begriff der Investition auf »investire« (lat.: einkleiden) [zurückführen] und umfasst das Einkleiden eines Unternehmens mit Sach-, Finanz- und immateriellem Vermögen.« (Daum et al. 2016, S. 49). Bei dieser Quelle bleibend, beginne eine Investition mit einer Auszahlung, in deren Folge Einzahlungen erwartet werden »damit sich die Investition für den[*die] Investor[*innen] lohnt.« (Daum et al. 2016, S. 50) Laufende kontrollierende Rechnungen sollen die Planung mit der Realisierung abgleichen, um sicherzustellen, dass sich die Investition lohnt und falls dem nicht so ist, zu ermöglichen, aus dieser auszusteigen (Daum et al. 2016, S. 71). Diese Definition eröffnet einen berechnenden Blick auf Umstände, die als »Investition« betitelt werden. Es stehen Ein- und Auszahlungen und deren Verhältnis zueinander im Blick, aber zunächst erstmal keinerlei andere Faktoren. Der lateinische Begriff investire als einkleiden, war allerdings noch nicht dermaßen eng geführt. Und heute, wo die finanzsprachliche Verwendung von »investieren« dominiert, wird der Begriff auch in anderen Bereichen und Bedeutungsformen aufgegriffen. Unter anderem auch in der Anerkennungstheorie wie in Veronika Kourabas *Die Anderen ge-brauchen* in einer Auseinandersetzung des Aufrufungsprozesses mit Verweis auf Judith Butler und Stuart Hall zu erkennen ist:

»Das Subjekt wird demzufolge nicht nur aufgerufen, sondern es ›investiert‹ auch in die Subjektposition, die ihm soziale Existenz, Ansprechbarkeit und Sprachfähigkeit verspricht (vgl. Hall 2004, S. 173). Hier zeigt sich die Anschlussfähigkeit von Judith Butlers Überlegungen an Stuart Hall sowie ihre Anleihen an Michel Foucault. Beide verstehen das Subjekt nicht als alleinig unterworfenes, sondern gleichsam durch Machteffekte entstehendes (vgl. Butler 2001, S. 8; Foucault 1984). Zwar spricht Butler nicht von ›Investitionen‹, die das Subjekt zu leisten hat, sondern betont den ›performativen Aspekt des Zum-Subjekt-Werdens‹, der vom Zwang zum Aufbau und Nachweis der Intelligibilität der jeweiligen Subjektform strukturiert ist« (Kourabas/Mecheril 2015, S. 25)« (Kourabas 2021, S. 140).

Hier geht es um ein Risiko, das im Zuge der Subjektivierung eingegangen wird, welches sich durch zu erreichende Subjektpositionen durchaus positiv »auszahlen« kann. Allerdings geht es hierbei weder um monetäre Transaktionen noch um etwas, das sich tatsächlich berechnen ließe und es bleibt fraglich, ob ein Ausstieg aus derartigen Investitionen gleichermaßen möglich ist. Eine weitgefasste Definition wäre, etwas zu geben, in der Hoffnung dafür etwas zu bekommen, was das Gegebene übersteigt. Im Folgenden stehen ökonomisch-monetäre Verwendungen des Begriffs im Vordergrund, wobei auch Ausnahmen von diesem Gebrauch aufgezeigt werden.

Bei der Thematisierung von Bildung als Investition werden vorwiegend Sprechende sichtbar, die als Expert*innen im Bereich Wirtschaft markiert werden. Es sind häufig Wissenschaftler*innen, die mit generischem Maskulinum betitelt werden, wie »Konjunkturexperten des IMK [Düsseldorfer Institut für Makroökonomie und Konjunkturforschung]« (Linner, FOCUS 07.01.2016) oder allgemeiner: »Ökonomen« (Ohne Autor*in, SPIEGEL 14.04.2016). Zudem nehmen Politiker*innen starke Sprechendenpositionen auch in diesem Bereich des Diskurses ein. Personen, über die gesprochen wird, insbesondere migrantisierte Positionen, haben kaum bis keinen Raum für eigene Aussagen. Bei den Sprechenden, die als Expert*innen markiert werden, ergibt sich die finanzsprachliche Rahmung aus der ökonomischen Ausrichtung ihrer Profession. Es geht um Wirtschaftswachstum, Gewinnmaximierung bzw. die Vermeidung von hohen Kosten. Migration, Integration und Bildung sind hierbei die Themen, die gerade im Blick liegen, aber der wirtschaftliche Denkrahmen ist die gesetzte Maxime dahinter. Bei Politiker*innen ist dies differenzierter zu betrachten. Es kommt auf die jeweils vertretenen Interessen und politischen Ziele an, zu deren Erreichung die Strategie der Nützlichkeit-, Vorteils- und Finanzargumentation verwendet wird. In der kritischen Diskursanalyse ist nach Wodak mit *Strategie* »a more or less accurate and more or less intentional plan of practices (including discursive practices) adopted to achieve a particular social, political, psychological or linguistic aim« gemeint (Wodak 2006, S. 73). Überwiegend wird auch von Politiker*innen wirtschaftliches Denken zentriert sodass die Menschen dahinter unsichtbar werden. Es ist anzunehmen, dass diese Form des Sprechens einen wichtigen Stellenwert in der Selbstdarstellung zur Wiederwahl einnimmt. Allerdings gibt es hier auch Ausnahmen, in denen diese Argumentation in Kombination mit humanitären Argumenten genutzt wird und eigentlich doch der Mensch als Mensch und nicht lediglich als *Humankapital* im Blick ist. Wodak verwendet 15 verschiedene Topoi, um Strategien zu erläutern, die im Diskurs verwendet werden und die im Bereich Migration und Rassismus zum Tragen kommen (ebd., S. 74). Zum Wort Strategien wird dabei erläutert:

»By ›strategy‹ we generally mean a more or less accurate and more or less intentional plan of practices (including discursive practices) adopted to achieve a particular social, political, psychological or linguistic aim.« (ebd., S. 73)

Im Sprechen über Bildung im Kontext von Migration als Investition und als Kosten ist eine Kombination des ersten von ihr erwähnten Topoi, »usefulness, advantage« (ebd., S. 74) mit dem 9. Topoi »Finances« (ebd.) von besonderer Relevanz. Wie eben angedeutet, kann aber auch »Humanitarianism« (ebd.) hintergründig eine Rolle spielen.

Mit dem ersten Punkt – Nützlichkeit, Vorteil – führt sie bereits auf die Bahn des Utilitarismus, in dem der Nutzen zum Glück der Allgemeinheit (Mill 2004, S. 13,

20–21) oder aber, wie beispielsweise in Theorien von Jeremy Bentham, die Steigerung des Glücks für eine größere Anzahl an Subjekten im Zentrum steht (Ahmed 2010, S. 4; Bohnen 1992, S. 318–319). Sie beschreibt:

»The topos of advantage or usefulness can be paraphrased by means of the following conditional: if an action under a specific relevant point of view will be useful, then one should perform it (for example, the usefulness of ›guest workers‹ for a national economy).« (Wodak 2006, S. 74)

In diesem Fall geht es um die Bildung, die sich für die Wirtschaft als nützlich erweist und demgemäß praktiziert werden sollte. Es sind Ausgaben, die durch den durch sie zu erwartenden Gewinn gerechtfertigt werden, wie hier deutlich wird:

»Der Bildungsbericht 2016 wurde vorgestellt: Die Integration von Migranten und Flüchtlingen ist teuer – davon können Bund und Länder derzeit ein Lied singen. Doch die Ausgaben lohnen sich, wenn auch wohl nicht kurzfristig.« (Ohne Autor*in FOCUS 16.06.2016a)

Hier ist es der von *Expert*innen* verfasste Bildungsbericht, der Kosten und Nutzen abwägt und durch die Errechnung, es werde sich lohnen, Integrationsmaßnahmen rechtfertigt. Ähnlich sieht die Berichterstattung zum Bildungsbericht bei SPIEGEL ONLINE aus, wo zwar auf hohe Kosten, aber auch auf mögliche Renditen bei (möglicherweise auch privaten) Investitionen hingewiesen wird (Himmelrath, SPIEGEL 16.06.2016). Hierbei stellt sich die Frage, für wen die Investitionen einen Nutzen darstellen, also auf wessen Profit die Argumentation ausgerichtet ist. Während die Objekte des Diskurses mit integrations-, sprach- und direkt migrationsbezogenen Begriffen migrantisiert werden, ist es die konstruierte, unmarkierte Norm oder ein als homogenes Subjekt präsentiertes Deutschland bzw. nicht weiter differenziertes »wir«, auf dessen Nutzen die diskutierten Aktionen ausgerichtet sind. So gehe es um »die Zukunft dieses Landes« (Kotlar, FOCUS 10.09.2015) und das »Land will auch von ihnen profitieren« (Diekmann, SPIEGEL 30.12.2015), um das, was Bildungsintegration für Deutschland bringt: »Start-up-Unternehmer, Berater, Gemüsehändler: Die Zahl der Firmengründer mit ausländischen Wurzeln wächst. Experten sprechen von einem ›Jobmotor für Deutschland.‹« (Kollenbroich, SPIEGEL 11.08.2016) Parallel zu dieser Aussage von SPIEGEL ONLINE titelte FOCUS ONLINE über dieselbe Bertelsmann-Studie berichtend: »Bertelsmann-Studie sieht Einwanderer als Jobmotor für Deutschland« (Ohne Autor*in, FOCUS 11.08.2016). Es sind Arbeits-, Gründungs- und dahinter auch Bildungsleistungen, die dabei anerkannt werden. Als Berater*innen sind Menschen als Expert*innen gebildet und sind darin tätig, ihre Expertise weiterzugeben, damit sie anderen nutzen kann. Somit steht dahinter ein Gebildetsein und ein Bilden anderer als aktiver Prozess. Menschen, die als

»Einwanderer« markiert werden, bekommen hier Anerkennung als aktiv Leistende, die mit ihrer Arbeit Jobs schaffen. Diese Aussage steht dem rassistischen Stereotyp des *Die Ausländer nehmen uns die Jobs weg* (Boger 2020a) gegenüber, bei dem ein Bedrohungsszenario zur ablehnenden Argumentationsstrategie, gemäß Wodaks Topoi »Danger and threat«, wird. Stattdessen wird das *Dasein* durch Leistung, durch Nutzen für die *deutsche* Wirtschaft legitimiert:

»Mehr als nur Dönerbudenbesitzer: Als Unternehmer leisten Menschen mit Zuwanderungsgeschichte einen wichtigen Beitrag, sagt eine Studie.« (Ohne Autor*in, FOCUS 11.08.2016)

In dieser Wertschätzung als aktiv einen »Beitrag« leistend liegt die verkennende Abwertung von »Dönerbudenbesitzer[n]«, indem das »Mehr« gelobt wird und dem Ausdruck »Dönerbudenbesitzer« ein »nur« vorangestellt wird, anstatt dass auch hier die Selbstständigkeit, der Nutzen für die Gesellschaft, das Schaffen von Jobs erst einmal anerkannt wird. Davon unabhängig ist aber für diese Form der Anerkennung entscheidend, dass es eine Anerkennung durch die hierarchisch übergeordnete Instanz der unmarkierten Dominanzgesellschaft ist. Sie ist am Nutzen für die Dominanzgesellschaft bzw. für »Deutschland« orientiert. Anwesenheit und Förderung in Form von Integrationsmaßnahmen werden innerhalb der finanzorientierten Aussagen über den Nutzen für *Deutschland* gerechtfertigt.

So ist es in dieser Aussage aus SPIEGEL ONLINE ein »wir« sowie »unsere moderne Wirtschaft« als Platzhalter für ein nationales Selbst, die den »Immigranten« oder mit »Zuwanderung« verbundenen »jungen Hilfsarbeitern« gegenübergestellt werden:

»Zuwanderung könne nur dann eine Chance für die Wirtschaft darstellen kann, wenn in Infrastruktur und Ausbildung der Immigranten investiert wird. ›Wir brauchen keine große Zahl von jungen Hilfsarbeitern, die zu Dumping-Löhnen arbeiten, sondern Beschäftigte, die fit sind für unsere moderne Wirtschaft‹, so der IMK-Chef« (Linner, FOCUS 07.01.2016).

In einem anderen Beispiel aus SPIEGEL ONLINE wird neben dem Profit des Staates explizit von Auswirkungen auf Kosten und Gewinne »der alteingesessenen Bewohner« gesprochen:

»Denn in den Studien werden die Bruttokosten berechnet, also ausschließlich die Ausgaben, die mit Flüchtlingen verbunden sind. Flüchtlinge generieren aber auch Einnahmen für den Staat – und das nicht erst, wenn sie einen Arbeitsplatz haben und Steuern zahlen, sondern bereits jetzt. Das geschieht unmittelbar, etwa über Konsumsteuer auf Lebensmittel oder Kleidung, die Flüchtlinge kaufen. Aber auch mittelbar durch die Steuern der alteingesessenen Bewohner, die dafür be-

zahlt werden, Flüchtlinge zu betreuen. Ein Teil der staatlichen Ausgaben fließt also auch jetzt schon in Form von Steuern und Abgaben an den Staat zurück und macht die Nettobelastung für ihn kleiner, als es die Studien nahelegen. Dieser Effekt wird umso stärker, je mehr Flüchtlinge eine Arbeit finden.« (Diekmann, SPIEGEL 01.03.2016)

In dieser Argumentationsschiene, in der der Profit für unsichtbar normalisierte Einheiten (Bund, Länder, Städte, Kollektive, Einzelpersonen) erkennbar wird, befinden sich auch Formulierungen als »Chance«. Menschen, die mit Flucht und Migration in Verbindung gebracht werden, bekommen Anerkennung als Chance für die Stadt. Wobei es nicht unbedingt etwas ist, was sie aktiv als Bildungsleistung tun, sondern teilweise auch ein Potenzial, das wertgeschätzt wird, mit dem etwas getan werde. Überschriften wie diese stellen Profit (nicht zwangsläufig nur materiell) in Aussicht: »Die Stadt Neubrandenburg sieht Flüchtlinge als Chance für ihre Zukunft« (Ohne Autor*in, FOCUS 02.09.2015). Auf der anderen Seite gibt es auch Positionen, in denen zwar die Ausrichtung auf Profit für *Deutschland* als erstrebenswert deutlich wird, aber dessen tatsächliche Realisierung verneint wird. Dies geht mit einer Bewertung von migrantisierten Personen als ungebildet einher:

»Auf dem regulären Arbeitsmarkt haben die wenigsten eine Chance. Mehr als 80 Prozent scheitern bereits an einfachen Sprachtests; der Zugang zu einer Ausbildung ist ihnen damit versperrt. Die Hoffnung, Deutschland und seine überalterte Bevölkerung könnten auf mittlere Sicht vom Zuzug der überwiegend jungen Flüchtlinge profitieren, hat sich als Illusion erwiesen.« (Goffart, FOCUS 15.04.2018)

Es gibt allerdings auch Ausnahmen von dieser Tendenz, den Profit der Dominanzgesellschaft oder *Deutschlands* in den Blick zu nehmen. Es kommt vor, dass dem entgegengesetzt oder zusätzlich auch die (angenommenen) Interessen der migrantisierten Personen Erwähnung finden:

»Im Jahr 2018 soll bei weiteren etwa 15 Schulungen dezentral im Kreis Plön mit jeweils 12–15 Teilnehmerinnen und Teilnehmern das Konzept der Wohnschule fortgesetzt werden. [...] In die weitere Fortsetzung des Projekts investiert der Kreis Plön 30.000 Euro. Ziel ist Hilfe zur Selbsthilfe und die Verbesserung der Mietchancen für die Wohnungssuchenden.« (Ohne Autor*in, FOCUS 16.03.2018)

Auch hier wird das Wort *investieren* verwendet, wobei allerdings auch ein Nutzen für die Teilnehmer*innen herbeigeführt werden soll. Dieser Nutzen wird im Gegensatz zu der Erechnung möglicher *Profite* in den vorigen Aussagen allerdings als »Hilfe« beschrieben: »Hilfe zur Selbsthilfe«. Zuvor waren die als nützlich anerkannten zu bildenden und/oder zu integrierenden Personen als Investitionsobjekte positioniert worden, welche bei *vorausschauender Investition Gewinne abwerfen* könnten. Nun ist es

die Selbstanerkennung der Dominanzgesellschaft als helfend, die in dem als Investition benannten Bildungsprojekt mitschwingt.

Eine weitere Ausnahme stellen zudem Aussagen dar, in denen Kritik an der Reduzierung von Bildung auf eine Investition geübt wird. Während das im anfangs betrachteten wissenschaftlichen Diskurs durchaus diskutiert wird, sind in den Nachrichtenartikeln solche Positionen ausgesprochen selten vorhanden. Ein Fall, in dem die Aussage auftaucht, dass die Auffassung von Bildung ausschließlich als Heranbildung von Humankapital dem Bildungssystem und seinen Aufgaben nicht gerecht werde, ist der SPIEGEL ONLINE Artikel »Länder-Ranking: Wirtschaftslobby kürt Sachsen zum Bildungsmusterland«. Der von Heike Klovert verfasste Artikel wurde am 03. September 2015 veröffentlicht und auch hier steht zunächst der Nutzen von Bildung für die Wirtschaft im Vordergrund, da sich der Artikel auf eine »wirtschaftsnahe [...] Studie« (Klovert, SPIEGEL 03.09.2015) beruft. Die Studie bzw. die Repräsentation dieser im Artikel attestiert Sachsen eine gute Bildung nach wirtschaftlichen Maßstäben und kritisiert gleichzeitig »Probleme, ausländische Kinder an Schulen zu integrieren« (ebd.). Im Zentrum der Bewertung habe laut Artikel die Frage gestanden, »inwieweit Schulen und Hochschulen in der Lage sind, den Bedarf der Wirtschaft an Fachkräften zu sichern.« (ebd.) Anstatt diese Aussage für sich stehen zu lassen, kontrastiert Klovert sie allerdings mit einer Gegenposition der GEW, wodurch ein differenzierteres Bild von Bildung geschaffen wird:

»Die Bildungsgewerkschaft GEW kritisierte diese Sichtweise: ›Dem Monitor liegt ein verengter Bildungsbegriff zugrunde, der nur einen Aspekt der Entwicklung erfasst‹, sagte GEW-Vorstandsmitglied Ansgar Klinger. Es gehe lediglich darum, welches Bundesland mit welchem Input den besten Output in den Handlungsfeldern erziele, die laut INSM und IW für das künftige ›Humankapital‹ wichtig seien. Das werde dem deutschen Bildungssystem nicht gerecht.« (ebd.)

Hierbei bezieht sich die GEW, wie auch der Großteil des Artikels generell, auf das deutsche Bildungssystem als Ganzes und nicht nur speziell auf Integrationsmaßnahmen. In Bezug auf Personen, die mit Flucht und Migration in Verbindung gebracht werden, ist es noch einmal schwerer, Positionen zu finden, welche die Reduktion auf wirtschaftlichen Nutzen kritisieren.

Die Gewinne, die durch *Bildungsinvestitionen* erhofft oder erwartet werden, sind allerdings nicht in jedem Fall ausschließlich monetär:

»Neben Sprache, Arbeit und Wohnen ist die Wertevermittlung ein wesentlicher Faktor der Integration. Deshalb stocken wir in Bayern unser Integrationsangebot weiter auf und investieren rund 800.000 Euro in das neue Modellprojekt zur Wertebildung«, verkündete der Minister. Ziel der Kursreihe ›Leben in Bayern‹ sei es, den Teilnehmern unsere Kultur, unsere Werte und auch Alltagskompetenzen

anschaulich zu vermitteln, wie Herrmann erläuterte.« (Ohne Autor*in, FOCUS 15.06.2018)

Auch hier wird das Verb »investieren« verwendet und damit einher geht die Nennung einer Summe, welche in ein Projekt gesteckt werde. Die Gewinnerwartung ist allerdings nicht einfach als finanzielle Wertsteigerung beschrieben. Der Profit, auf den diese Investition ausgelegt ist, besteht vielmehr in der Verbreitung der *Werte*, die als »unsere Werte« als Nationales bzw. Bundeslandskollektives Element erscheinen. Was genau darunter zu verstehen ist, bleibt unklar, aber es geht hier nicht um monetäre Wirtschaft, sondern um eine Werte-Wirtschaft. Der Begriff Werte ist ohnehin bereits mit Wirtschaftssprache verstrickt (*Mehrwert*, *Wertsteigerung*, *Wertpapiere*...). Im Gegensatz zu der sonstigen Ausrichtung an finanziellen Gewinnen, ist hier beim Anstreben der Verbreitung »unserer Werte« allerdings vordergründig kein Nützlichkeitsgedanke inbegriffen. Die sogenannte »Wertebildung« wird hier nicht als Mittel zu einem weiteren Zweck gesehen, sondern als Gut an sich. Dies entspricht der utilitaristischen Vorstellung von Tugenden bei John Stuart Mill als Glück an sich und gleichzeitig Mittel zum Zweck. So wird zwar generell von Glück als dem einen Ziel gesprochen, auf das menschliches Handeln ausgerichtet sein solle, gleichzeitig wird aber das Streben nach Tugend gepriesen, indem Tugend als Baustein des Glücks gesehen wird. Es handelt sich hier um eine scheinbare Widersprüchlichkeit der Aussagen, Tugend solle um ihrer selbst willen angestrebt werden, also Selbstantrag sein, und der Legitimation von Tugend als dem Glück förderlich, also als nützlich für einen Zweck. Dabei ist es nur ein scheinbarer Widerspruch, da der Nutzen dem nicht auf Nutzen ausgerichteten Streben immanent sei:

»Aber bestreitet der Utilitarismus etwa, daß die Menschen nach Tugend streben, oder behauptet er etwa, daß die Tugend nicht erstrebenswert sei? Im Gegenteil. Er behauptet nicht nur, daß Tugend erstrebenswert ist, sondern daß sie uneigen-nützig, um ihrer selbst willen erstrebt werden sollte. [...] so setzen die Utilitaristen die Tugend nicht nur an die Spitze der Dinge, die als Mittel zu jenem letzten Zweck gut sind, sondern erkennen es auch als eine psychologische Tatsache an, daß sie für den einzelnen ein an sich selbst und ohne äußeren Zweck wertvolles Gut werden kann, und behaupten sogar, daß sich das menschliche Bewußtsein nicht im richtigen – dem Nützlichkeitsprinzip gemäß, dem allgemeinen Glück am förderlichsten – Zustand befindet, wenn es die Tugend nicht in dieser Weise liebt – als etwas, das um seiner selbst willen erstrebenswert ist, selbst wenn sie im einzelnen Fall nicht die wünschenswerten Folgen haben sollte, die sie aufs Ganze gesehen hat und deretwegen sie als Tugend gilt.« (Mill 2004, S. 62)

Die »Wertebildung« ist ähnlich ausgerichtet, indem auch hier eine Verwobenheit der Darstellung als Selbstantrag und einem hintergründigen Nutzen vorhanden ist. Der Unterschied besteht darin, dass Ausdrücke wie »unsere Werte« im Diskurs zu

Migration und Integration intertextuell aufgeladen sind. Sie verweisen auf hierarchische, konstruierte *wir – die Anderen* Dichotomien, in denen die Vorstellung von homogenen Wertegemeinschaften gepflegt wird. Dabei werden die *eigenen Werte* im Sinne von Othering aufgewertet, indem sie von *anderen Werten*, welche abgewertet werden, abgegrenzt werden. Dabei wird selten spezifiziert, was genau die eigenen Werte sind und warum und wie sie sich von den Werten unterscheiden, die als *anders* markiert werden.

Bildung als Kosten

Der Beschreibung als gewinnbringende oder zumindest potenziell lohnende Investition steht die Darstellung als bloße Kosten und somit als Belastung gegenüber. *Bildungsintegration* (in der Einleitung wird der Begriff definiert und kritisch eingeeordnet) und allgemein Bildung im Kontext von Migration und Integration wird hier als Kostenfaktor gesehen, welcher häufig mit einer Migration ablehnenden Haltung einhergeht. Hier findet sich die Anwendung von Wodaks »Uselessness, disadvantage«-Topoi neben »Finances«. Der Nachteil, der in den Kosten für Bildung im Kontext von Immigrations- und Integrationsprozessen gesehen wird, bildet eine Strategie zur negativen Darstellung von Migration und kann somit politische Entscheidungsbildung dahingehend beeinflussen. Obwohl es bei den vorher genannten Rahmungen als Investition ebenfalls um Kosten geht, ist die Wirkung dementsprechend gegensätzlich. Dieser Unterschied entsteht, indem bei den Investitionen Kostenaufwand ebenso wie späterer Nutzen betrachtet wird, während bei den hier betrachteten Aussagen ausschließlich auf die Kosten und somit einen Nachteil eingegangen wird, ohne dass potenzieller Nutzen erwähnt wird. Es ist die Darstellung vom Geben und als gebendes Subjekt erscheint die Dominanzgesellschaft, der Staat oder die Bundesländer, während migrantisierte Personen zu passiven Objekten werden. Sie werden in Geld beziffert als Kosten und somit als Last und nicht in ihren Bildungsleistungen gesehen und anerkannt. Die isolierte Betrachtung der Kosten, ohne Wertschätzung, Multiperspektivität und Kontextualisierung resultiert aus diesem Bild.

Hierfür sind Überschriften wie diese beispielgebend: »Ifo-Chef warnt: Jeder Flüchtling kostet Deutschland 450.000 Euro« (Ohne Autor*in, FOCUS 02.03.2016) oder »Bericht: Die bisherigen Kosten der Flüchtlingskrise in Deutschland« (Ohne Autor*in, FOCUS 18.05.2018). Unter letzterer Überschrift findet sich im Haupttext des Artikels die Aussage:

»Dagegen stiegen die Ausgaben für Sprach- und Integrationskurse rasant an: von 1,8 Milliarden Euro im Jahr 2016 auf 2,64 Milliarden Euro im Jahr 2017. Die Kosten sollen weiter auf drei Milliarden steigen.« (Ohne Autor*in, FOCUS 18.05.2018)

Es ist eine Aufzählung von Milliardenbeträgen als zunehmende Summen, die Bildung im Kontext von Integration beziffern. Teuer ist das Charakteristikum, das hier in Verbindung mit Bildung und Migration Platz findet, während alles andere in den Hintergrund rückt. In stärker zugespitzten Formulierungen werden diese Kosten als Last für »den Steuerzahler« explizit gemacht und gehen mit homogenisierenden Abwertungen migrantisierter Personen einher:

»1.000.000.000.000 Euro! Pi mal Daumen! Die Kosten für den Steuerzahler könnten auch höher ausfallen. Bis jetzt sind es etwa 1,5 Millionen Migranten, die seit 2015 nach Deutschland eingereist sind. Und nein: Es sind eben keine Zahnärzte, Anwälte und Atomwissenschaftler, sondern überwiegend unterqualifizierte Zuwanderer, die sich aufmachen ins gelobte Land – eines, in dem scheinbar Milch und Honig fließen.« (Jüttner et al., FOCUS 11.04.2018)

Hierbei handelt es sich um einen Artikel, der sich auf ein Buch des Ökonomen Hans-Werner Sinn bezieht und die Aussagen im Artikeltext entsprechen teilweise Passagen des Buches. Die Ausrufezeichen setzen die Akzente auf die Kosten und mit »Pi mal Daumen!« deren scheinbare Unkalkulierbarkeit. Hierin besteht bereits ein Widerspruch, da die Bezifferung der Kosten gerade den Effekt des Nachteils und der Ablehnung hervorruft, aber die anschließende Einschränkung durch die umgangssprachliche Formulierung für überschlagen statt gerechnet dennoch hier nicht die Funktion erfüllt diesen Effekt zu entkräften, sondern sogar zu verstärken. Anschließend wird nur in eine Richtung gewiesen, wenn die Möglichkeit aufgezeigt wird, die Kosten »können auch höher ausfallen«. Es sind Aussagen, die Lesenden, die in Deutschland Steuern zahlen, einen Punkt bieten, sich als Leidtragende zu lesen/erleben, indem nicht nur von Kosten für den Staat, sondern »für den Steuerzahler« als eine Figur, die diese hohen Kosten stemmt, gesprochen wird. Diese Darstellung als kostenintensive Last ohne möglichen Nutzen lässt bereits keinen Raum für empowernde Anerkennung. Es folgt zudem die kollektive Abwertung als »überwiegend unterqualifizierte Zuwanderer«, kontrastiert zu positiv konnotierten »Zahnärzte[n], Anwälte[n] und Atomwissenschaftler[n]«. Es entsteht ein verallgemeinerndes Bild von *Zuwandernden als teure, ungebildete Last* und der Figur des *Steuerzahlers* als der lasttragenden Person. Hierbei sind diese beiden Figuren einander gegenübergestellt, erstere der zweiteren schadend, anstatt dass die Überlappung erkannt werden – also die Möglichkeit, dass migrantisierte Personen Steuern zahlen oder dass nicht migrantisierte/unsichtbar normalisierte Menschen Bildungskosten verursachen bzw. ebenfalls Bildungsleistungen und Sozialleistungen benötigen können, wird nicht bedacht. Nachdem die vorangegangenen Beispiele FOCUS ONLINE entnommen wurden, lassen sich ebenfalls Beispiele von SPIEGEL ONLINE anführen. Auch in SPIEGEL ONLINE Artikeln werden Kosten beziffert und einseitig als Last beschrieben. Aber um die Varianz der Aussagen

aufzuzeigen, ist hier eine Formulierung, die Bildung zwar vorrangig als Kostenlast beschreibt, aber ohne konkrete Zahlen zu verwenden:

»Dabei geht es nicht nur um guten Willen und Empathie, sondern um sehr viel Geld für Wohnungsbau, Sprachkurse, Kindergärten, Schulen, Sozialarbeit, berufliche Bildung, gesundheitliche Versorgung. All das ist selbst für eine relativ wohlhabende Gesellschaft nicht aus dem Ärmel zu schütteln.« (Fücks, SPIEGEL 28.10.2015)

Hier wird die Stimme des Pragmatismus angewendet, indem diese Darstellung als finanzielle Last als Realismus präsentiert wird, welcher »guten Willen und Empathie« mit finanziellen Bedingungen konfrontiert. Die Botschaft lautet, dass es nicht leicht sei, diese Kosten zu bewältigen, »selbst für eine relativ wohlhabende Gesellschaft«. Es wird somit die Empathie von den mit Flucht in Verbindung gebrachten Menschen weggeleitet. Der Weg wird weggeföhrt von dem »guten Willen und Empathie« und hin zu Kosten. Die Empathie wird zur Dominanzgesellschaft gelenkt, die diese finanzielle Leistung »nicht aus dem Ärmel [...] schütteln« könne. So mit wird die von Emilia Roig beschriebene Empathielücke (re-)produziert, in der es leichter ist, mit hierarchisch über einem positionierten Kollektiven oder Individuen zu fühlen, anstatt mit benachteiligten, marginalisierten Gruppen und Personen (Roig 2021, S. 147–148). Da dominierende Perspektiven im gesellschaftlichen Diskurs präsenter sind, diesen eben dominieren, ist es leichter, sich in die damit einhergehenden Positionen und Subjekte hineinzuversetzen. Andersherum werden marginalisierte Positionen nicht ausreichend abgebildet und gleichzeitig nehmen Stereotype Darstellungen aus dominierender Perspektive Räume der Repräsentation ein. So wird ein tatsächliches Mitfühlen strukturell erschwert (ebd.). Auf diese Weise können marginalisierte Menschen kaum für Bildungsleistungen anerkannt werden, da sie in dieser Narration, selbst wenn sie sich bilden, nur als Kosten verursachend wahrgenommen werden. Es geht damit keine Wertschätzung, sondern nur die Verurteilung als finanzielle Last einher.

Anerkennungen/Verkennungen: Verwertungslogik, Potentiale, Lasten

Die Anerkennung von Bildung wirkt in den beschriebenen Mustern innerhalb finanziell-wirtschaftlicher Narrationen in einer Verwertungslogik. Als *gut* erscheint dementsprechend das, was verwendet/genutzt werden kann, um Gewinne zu erzielen, z.B. durch Steuereinnahmen, Fachkräftemangel zu verringern/beseitigen, dem Wohlstand der Nation dient und somit zum Bild des *guten Lebens* im *Wohlstand* beiträgt. Der Fachkräftemangel ist bei dieser Form der Anerkennung eine zentrale Komponente – der Grund für Bedarf in einer Anerkennungslogik, die auf die Erfüllung der Bedarfe *Deutschlands* (Die Verwendung von »Deutschland« als homogeni-

siertes Subjekt im Diskurs wird an anderer Stelle erläutert und mit Benedict Andersons *Imagined Communities* und weiteren Theorien dekonstruiert) ausgerichtet ist.

»Aktuell seien 460 000 erwerbsfähige Flüchtlinge registriert, sagte Nahles der ›Passauer Neue Presse‹. In diesem Jahr kämen voraussichtlich weitere 200 000 Erwerbsfähige hinzu. ›Gleichzeitig haben wir derzeit knapp eine Million offene Stellen. Das heißt: Wir können es schaffen, mit Hilfe der Flüchtlinge mittelfristig die Fachkräftelücke im Handwerk zu verkleinern.‹« (Ohne Autor*in, FOCUS 27.02.2016)

Hier werden nicht direkt Bildungsleistungen anerkannt, sondern nur Zahlen und Funktionen genannt. Indirekt wird allerdings die nötige Kompetenz zugesprochen, »die Fachkräftelücke im Handwerk zu verkleinern«. Die Besonderheit ist hier, dass von »Hilfe« die Rede ist: »mit Hilfe der Flüchtlinge«. Ansonsten wird »helfen« und »Hilfe« im Diskurs vor allem als etwas verwendet, was von unmarkierten Personen ausgehe, während Geflüchtete und migrantisierte Personen nur als von Hilfe profitierend dargestellt werden.

Expliziter um »Fähigkeiten und Leistungen« geht es in diesem Beispiel:

»Viele Migrantinnen und Migranten tragen mit ihren Fähigkeiten und Leistungen zum Wohlstand und zur gesellschaftlichen und kulturellen Vielfalt unseres Landkreises bei. Auch angesichts des demografischen Wandels müssen wir gesteuerte Zuwanderung als Chance sehen.« (Ohne Autor*in, FOCUS 30.06.2017)

Wie oben schon erwähnt, wird »Zuwanderung«, allerdings mit der Einschränkung »gesteuerte« hier als Chance anerkannt. Es findet wertschätzende Leistungsanerkennung statt. Diese wird aus unmarkierter Position heraus ausgesprochen und kategorisiert die anerkannten Subjekte als »Migrantinnen und Migranten«. Die Grundlage für die Anerkennung der »Fähigkeiten und Leistungen« ist der Profit »unseres Landkreises« in Form von »Wohlstand« und »Vielfalt«. Die Anerkannten werden als aktiv leistend gesehen. Sie werden nützlich, aber nicht Teil des *Wir*, welches hinter dem *uns* in »unseres Landkreises« steht.

Andersherum beruht negative Anerkennung auf der Bewertung als nutzlos:

»Das Ifo-Institut unterstrich die Bedeutung der Integration der Flüchtlinge in den Arbeitsmarkt und meldete zugleich Bedenken an. Viele Flüchtlinge seien schlecht ausgebildet, sagte Felbermayr. Mehr als 40 Prozent der vom Ifo-Institut befragten Industriebetriebe aus Westdeutschland halten sie demnach für nur als Hilfsarbeiter einsetzbar, in Bau und Handel seien es weniger als 40 Prozent.« (Ohne Autor*in, SPIEGEL 10.11.2015)

Hier werden Geflüchtete als eine Gruppe betrachtet, welche in Prozentanteilen aufgesplittet bewertet wird. Im Vordergrund steht die Abwertung der bestehenden Bildung: »Viele Flüchtlinge seien schlecht ausgebildet«. Der Maßstab ist der mögliche Einsatz im deutschen Arbeitsmarkt, also die Verwertungs- bzw. Nutzungsmöglichkeiten: »nur als Hilfsarbeiter«. Sie erscheinen als Werkzeuge oder Instrumente, für die deutsche Wirtschaft, welche anhand ihrer Passung zu dem von oben bestimmten Zweck beurteilt werden.

Wie bereits beschrieben, sprechen innerhalb dieses finanzsprachlichen Rahmens vorwiegend Politiker*innen und Wirtschaftsexpert*innen. Innerhalb der Nützlichkeits- und Verwertungslogik, jedoch ohne direkten Wirtschaftsbezug, argumentiert allerdings Soufeina Hamed. Die Sichtbarkeit ihrer Perspektive bildet eine Ausnahme. Sie wird in einem SPIEGEL Artikel als »Soufeina Hamed, 28, ist Comic-Zeichnerin und Psychologin« vorgestellt und kritisiert:

»Seit ich klein bin, ist das ›Anderssein‹ ein Thema. Aber im Grunde ist es eine Scheindebatte. Wir diskutieren seit Jahren darüber, und es geht nichts voran. In Deutschland leben und arbeiten so viele Menschen, die zu unserer Gesellschaft täglich beitragen und gern mehr beitragen würden. Doch ständig diese Debatte führen zu müssen, lenkt davon ab, sich als Teil der Gesellschaft zu verstehen und sein Bestes zu geben. Das finde ich schade.« (Höhne, SPIEGEL 06.08.2018)

Auch hier findet eine Wertschätzung von Leistung als etwas »zu unserer Gesellschaft [...] beitragen« statt. Allerdings ohne die ansonsten präsente wir-sie Dichotomie. *Andersheit* wird dekonstruiert, es geht um Menschen (ND-Linie). Zudem handelt es sich um Selbstanerkennung bzw. solidarische Anerkennung aus Betroffenensicht. Hamed beschreibt die gelebte Erfahrung des Verandert-Werdens, während sie eben diese *Andersheit* dekonstruiert. Gleichzeitig bleibt der Maßstab für anerkennende Legitimierung von Menschen Leistung als der Nutzen für die Gesellschaft.

Allerdings wird nicht nur bestehende Bildung und Leistung anerkannt, sondern auch »Potential«. Die Bewertung von Potenzial nimmt wiederum einen Raum im Diskurs ein. So beispielsweise, wenn davon berichtet wird, wie bei Schüler*innen eine »Potentialanalyse« als Berufsberatung durchgeführt wird (Fücks, SPIEGEL 14.01.2015). Aber auch speziell auf Migration und Integration bezogen, wobei Bildungsintegration als Weg präsentiert wird, um Potenziale auszubilden, zu nutzen bzw. nutzbar zu machen. Auch hier finden sich ähnliche Anerkennungsmuster wie zuvor auf Leistung und bereits bestehende Bildung bezogen: »Das Ziel sei es dabei, die Potenziale Zugewanderter zu nutzen und sie im Sinne des hiesigen Arbeitsmarktes bei ihrer beruflichen Entwicklung zu unterstützen« (Ohne Autor*in, FOCUS 26.06.2018).

Die Anerkennung von Potenzialen besitzt eine große Sichtbarkeit, da sie sich insbesondere bei FOCUS ONLINE-Artikeln auch in Überschriften niederschlägt:

»Potenziale für den Arbeitsmarkt ausschöpfen« (Ohne Autor*in, FOCUS 26.06.2018) lautet die Überschrift des eben zitierten Artikels und ein anderer Artikeltitel lautet »So will München das Potenzial der Neuankömmlinge nutzen« (Ohne Autor*in, FOCUS 28.02.2018).

Auch unabhängig von Migrantisierungen und Rassifizierungen spielt die Bewertung von Potenzial eine wichtige Rolle. Allerdings erscheint hier vorwiegend die Figur des Kindes als Ort von Potenzial: Als etwas, das Möglichkeiten bietet, aber noch geformt werden muss. Sara Ahmed analysiert:

»The child – who we might recall is considered by John Locke as a blank slate – is the site of potential. What happens to the child will shape what the child can become; the child's presumed emptiness becomes an imperative to shape its becoming. Education becomes about directing such potentiality; about steering the child in the right direction. Or to use a metaphor from horticulture, education is about cultivation, whereby, through tending the soil, you encourage the plants to grow in some ways rather than others. To educate is to orient, which is why education plays a central role in debates about happiness. Nel Noddings describes how ›happiness should be an aim of education, and a good education should contribute significantly to personal and collective happiness‹ (2003:1).« (Ahmed 2010, S. 54)

Der Unterschied zwischen dieser allgemein gehaltenen Analyse und den hier betrachteten Diskursaussagen in Bezug auf Migration und Integration ist der Einbezug der zu bildenden Person bzw. Figur in das Kollektiv, zu dessen Glück die Maßnahmen führen sollen. Ahmed spricht zwar nicht von tatsächlichem Glück für das Kind, aber von Bildern des Glücks, deren Verwirklichung mit der Nutzung des Potenzials durch Bildung in einer gesellschaftlich vorgegebenen Richtung versprochen wird. In den SPIEGEL und FOCUS ONLINE Artikeln zu Migration und Integration wird dagegen das Glück von einem *wir, uns*, dem was als *Deutschland* imaginert wird oder einzelnen Städten versprochen oder erhofft. Die jeweils migrantisierten und bewerteten Personen werden allerdings nur als Werkzeug für dieses vorgestellte Glück, nicht aber als Teilhabende daran mitgedacht. Wenn Anerkennung in diesem Rahmen stattfindet, ist es also eine Anerkennung des möglichen Nutzens für die Dominanzgesellschaft (nach Ausschöpfung des beschriebenen Potentials).

Zudem gibt es Nutzenanalysen, die mit gar keiner Anerkennung der jeweils betrachteten Personen oder Personengruppen einhergehen, da diese darin nicht als Subjekte vorkommen. Hier zeigen sich Überlappungen mit der Narration der Passiv-Profitierenden: »Es reicht nicht aus, nur zu warten, dass der Staat perfekt vorgebildete Flüchtlinge liefert« (Ohne Autor*in, FOCUS 19.08.2016). In diesem Beispiel werden geflüchtete Menschen zur Lieferware. Zu einem passiven Objekt, welches durch den Staat gebildet werde – »perfekt« für den jeweiligen Zweck. Aktive

Leistungen der Personen werden unsichtbar und allein durch den so kreierten Objektstatus wird eine Anerkennung der Subjekte hinter diesen Bildern verhindert.

Werden allerdings ausschließlich Kosten betrachtet, ist gar kein Nutzen mehr erkennbar. Es stehen Nachteile im Fokus und die verkennende Anerkennung bedeutet: Last. Menschen werden durch die alleinstehende, nicht weiter kontextualisierte Bezeichnung ihrer Bildungskosten nur noch als Last wahrgenommen. Es geht kein Respekt, keine Wertschätzung damit einher. Wenn dies in prekären Situationen der Fall ist, wenn der eigene Aufenthalt an dem eigenen Wohnort nicht als selbstverständlich anerkannt ist, kann dieser so in Frage gestellt werden.

Die Anerkennung von Bildung ist auf Wertsteigerung ausgerichtet. Es geht darum, den wirtschaftlichen Bedarfen des Staates und der Dominanzgesellschaft gerecht zu werden. Dafür werden migrantisierte Personen hierarchisch von dominanzgesellschaftlicher, unmarkierter und staatlicher Seite als nützlich, leistend, Last, Kosten, Potenziale in sich tragend, qualifiziert, nutzlos und vieles weiteres anerkannt/verkannt. Diese Vorstellungen des Nutzens können z.B. Einwanderungsgesetze legitimieren, die an Qualifikationen und Kompatibilität mit dem deutschen Arbeitsmarkt ausgerichtet sind (z.B. in Ohne Autor*in, SPIEGEL 28.01.2015) und andere Formen der nationalen Grenzüberschreitung erschweren. Die Anerkennung als nützlich-gebildet geht somit mit der gesellschaftlichen Anerkennung von Anwesenheitsberechtigung einher. Die Daseinsberechtigung von Menschen wird an ihre Nützlichkeit zurückgebunden. Es ist hierbei allerdings keine Anerkennung, die migrantisierte Personen als komplett zugehörig aufwerten kann. Denn allein die Bedingung, weiterhin nützlich für die Dominanzgesellschaft zu sein, um überhaupt wertgeschätzt zu werden und somit von hierarchischer Anerkennung dauerhaft abhängig zu sein, besteht hier in einem Ausmaß, das bei unsichtbar normalisierten Personen nicht existiert. Durch das Erweisen der eigenen Nützlichkeit wird die Markierung als *Anders* nicht dekonstruiert, sondern *die Anderen* werden lediglich als ausreichend gewinnbringend angesehen, um unter Bedingungen in der Gruppe der *Norm* begrenzt »mitspielen« zu dürfen (EN-Linie, vgl. Boger 2017, aber niemals wirklich N erreichend). Durch gesellschaftlich anerkannte Bildungsleistungen werden migrantisierte Personen im Diskurs nicht zu gebildeten *Menschen*. Die Wörter *Migrant*in* und *Migrationshintergrund* werden ihnen weiterhin angehaftet. Anerkannt wird aus dominierender Perspektive und die verkennende Anerkennung lautet: *gebildete*r Migrant*in, profitable*r Migrant*in*.

Utilitarismus als Anerkennungsmaßstab

Innerhalb der hier beschriebenen Aussagenstruktur zeichnet sich immer wieder der Verweis auf Nützlichkeit ab. Nützlichkeit kann nicht für sich stehen, sondern ist ein *nützlich für etwas*. In diesem Fall geht es um den Nutzen für Wirtschaftswachstum, gegen Fachkräftemangel, für die Entwicklung von Städten, Gemeinden, einer Nati-

on. Diesen Zielen ist der Gedanke an Wohlstand als materiellem, durch Wirtschaftswachstum zu sicherndem Gut gemein. Wohlstand beinhaltet *Wohl*, es geht um das Wohlergehen, welches monetär, materiell assoziiert ist. Es gibt starke Verbindungslien zu utilitaristischen Argumentationslinien. Hier wird zwar nicht direkt auf das Erreichen des Glücks der Allgemeinheit rekuriert, aber es besteht eine diskursive Verbindung zwischen materiellem Wohlstand oder auch Wirtschaftswachstum und Glück. Zudem wird der Utilitarismus in seinem Gebrauch häufig auf ökonomisches Wohlergehen reduziert, sodass der ihm eigentlich zentrale Gedanke des Glücks zeitweise überdeckt wird.

Es gibt zwei verschiedene Definitionen des Utilitarismus, welche auch gleichzeitig als Leitsätze gelten. Einerseits wird der Utilitarismus, z.B. bei Jeremy Bentham in quantitativen Relationen beschrieben: Es geht um das größere Glück für die größere Anzahl an Beteiligten (Ahmed 2010, S. 4; Bohnen 1992, S. 318–319).

Demgegenüber steht eine absolute Definition, welche mit John Stuart Mill auch qualitative Überlegungen erlaubt:

»Die Auffassung, für die die Nützlichkeit oder das Prinzip des größten Glücks die Grundlage der Moral ist, besagt, daß Handlungen insoweit und in dem Maße moralisch richtig sind, als sie die Tendenz haben, Glück zu befördern, und insoweit moralisch falsch, als sie die Tendenz haben, das Gegenteil von Glück zu bewirken. [...] Die Anerkennung der Tatsache, daß einige Arten der Freude wünschenswerter und wertvoller sind als andere, ist mit dem Nützlichkeitsprinzip durchaus vereinbar. Es wäre unsinnig anzunehmen, daß der Wert einer Freude ausschließlich von der Quantität abhängen sollte, wo doch in der Wertbestimmung aller anderen Dinge neben der Quantität auch die Qualität Berücksichtigung findet.« (Mill 2004, S. 13)

Auch bei Mill geht es nicht einfach nur um das individuelle Wohl, sondern um ein Allgemeines, das gesamte Glück der Gesellschaft und demnach ein Abwagen, was eine Handlung sowohl für die handelnde Person selbst als auch für andere bewirken könnte (Mill 2004, S. 30–31). Hierbei kann es durchaus nach Mills Prinzip gerechtfertigt sein, dass ein Individuum in einer bestimmten Situation das eigene Glück zurückstellen muss, um das der Allgemeinheit zu fördern:

»[...] denn die Norm des Utilitarismus ist nicht das größte Glück des Handelnden selbst, sondern das größte Glück insgesamt; und wenn es vielleicht auch fraglich ist, ob ein edler Charakter durch seinen Edelmut glücklicher wird, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß andere durch ihn glücklicher sind und daß die Welt insgesamt durch ihn unermeßlich gewinnt. Der Utilitarismus kann sein Ziel daher nur durch die allgemeine Ausbildung und Pflege eines edlen Charakters erreichen, selbst wenn für jeden einzelnen der eigene Edelmut eine Einbuße an Glück und nur jeweils der Edelmut der anderen einen Vorteil bedeuten würde. Aber man braucht

einen widersinnigen Gedanken wie diesen nur auszusprechen, um zu sehen, daß er widersinnig ist und jede Widerlegung überflüssig macht.« (Mill 2004, S. 20–21)

Diese Ausführung Mills zum Streben nach dem Glück der Allgemeinheit durch »Edelmut«, auch wenn dieser nicht unbedingt zum eigenen Glück beitrage, wird an späterer Stelle noch einmal relevant sein. Nun gilt erst einmal festzuhalten, dass Utilitarismus in vielfältigen Theorien, die einander teils widersprechen, vertreten wird, aber die Ausrichtung auf das Glück der Allgemeinheit als kleinsten gemeinsamen Teiler besitzt.

Kritik am Utilitarismus besteht ähnlich lange wie die Theorien selbst, ist weit verbreitet und umfasst eine Vielfalt an unterschiedlichen inhaltlichen Ausrichtungen. Teilweise erscheinen sie in ihrer Gegenüberstellung widersprüchlich, ergeben jedoch Sinn anhand des Gegenstandes. So zum Beispiel die Kritik der Lustfixierung, welche die hedonistischen Aspekte des Utilitarismus als Reduzierung menschlichen Lebens auf Genuss versteht und die entgegengesetzte Kritik, der Utilitarismus mache Menschen zu gefühllosen Nutzen-Kalkulationsmaschinen, welche John Stuart Mill jeweils als Missverständnis bezeichnet (ebd., S. 11–12).

Ebenso das Nebeneinander des Vorwurfs des Egoismus und der Auflösung des Individuums im Allgemeinwohl. So wird einerseits Utilitarismus als »plane Nützlichkeitssmoral« und Verkörperung eines »Blanken und kruden Ökonomismus« auf Basis von »Selbstinteresse und Opportunismus« beschrieben, was laut Höffe mit Verweis auf die Intention »das Glück aller Betroffenen zu befördern« fehlgeleitet sei (Höffe 1992, S. 292).

Zwar geht laut Höffe die »im deutschen Sprachraum vorherrschende Ablehnung des Utilitarismus [...] bis weit ins 19. Jahrhundert zurück« (ebd., S. 293). Aber dennoch haben die Argumentationslinien deutschsprachige Diskursstränge geprägt. Im Bereich der Bildungstheorien wurde sich mit Nützlichkeitssüberlegungen und deren Kritik differenziert auseinandergesetzt. Hier dominieren die Fragen, was Bildung ist, woran Bildung gemessen werden sollte, ob Bildung ein Selbstzweck sei oder ein Werkzeug des Glücks, ob Bildung dem sich bildenden oder gebildet werdenden Individuum oder primär der Gesellschaft zu dienen habe. Während den philanthropischen Pädagog(*inn)en der Aufklärung ein utilitaristisches Nützlichkeitssdenken zugeschrieben wird, in dem Bildung ein Mittel zu einem Zweck für die Gesellschaft sei (Vallentin 1999, S. 6), wird Wilhelm von Humboldt kontrastierend als Vertreter von Bildung für das Individuum gesehen. Es geht um eine vollständige Menschenbildung anstatt einer partiellen Berufsbildung im Sinne der wirtschaftlichen Bedarfe der Gesellschaft. Allerdings wird immer wieder deutlich, dass durchaus ein Zweck-Gedanke vorhanden ist, wenn diese Bildung als »Voraussetzung für die neue liberale Gesellschaft« beschrieben wird (ebd.). Fraglich ist somit, ob sich nicht die scheinbar konträren Positionen beide unter dem Dach des Strebens nach dem Glück für die Allgemeinheit und somit einer Definition des

Utilitarismus befinden können. Bildung solle bei Humboldt zwar ein Selbstzweck sein, hat aber gleichzeitig auch noch einen weiteren Zweck und somit für diesen einen Nutzen. Die Unterschiede zwischen den Positionen bestehen darin, 1. was als Glück/Wohl/Gut für die Allgemeinheit angesehen wird, 2. wie die individuelle Ebene und die strukturelle Ebene und ihre Beziehung zueinander gesehen werden und 3. wer wem nutzen soll bzw. wer in/aus dem Kreis der Profitierenden ein-/ausgeschlossen ist. Zum ersten Punkt lässt sich sagen, dass bei den sogenannten Aufklärungspädagog*innen ökonomischer Profit und funktionierende Wirtschaft als Ziel dienen und demgemäß Bildung an die Erfordernisse von Arbeitsplätzen angepasst wird (Blankertz 1985, S. 101). Bei Humboldt ist wiederum Bildung selbst bereits als Teil von Glück für das Individuum zu verstehen (Vallentin 1999, S. 6), ähnlich wie Gesundheit bei Mill (Mill 2004, 9, 63). Zudem gebe es aber auch die angestrebte liberale Gesellschaft, wodurch zu den vielen einzelnen Verwirklichungen des Glücks durch Bildung ein strukturelles Gut der Gesellschaft kommt, welches nur durch diese volle Menschenbildung erreicht werden könne (Vallentin 1999, S. 6–7). Dies ist bereits der Übergang zum zweiten Punkt, da Individuen im Sinne der Aufklärungspädagogik als Zahnrädchen für die Wirtschaft gesehen werden und Glück in der Erfüllung dieser Funktion finden können, während bei Humboldt individuelles Tun und Verwirklichen ebenso sichtbar werden wie Vorstellungen zu gesellschaftlichen Strukturen sowie das Zusammenwirken der beiden Ebenen. Der dritte Punkt wendet den Blick auf die Unterscheidung zwischen arbeitender Klasse als beruflichen Nutzen bringen müssend und habende Klasse als davon profitierend in der Aufklärungspädagogik. Bei Humboldt ist es dagegen der Mensch im Allgemeinen, welcher sich durch Bildung vervollständigen/vollenden solle (Blankertz 1985, S. 93; Vallentin 1999, S. 124–125, 214–215) – Was jedoch nicht funktionieren kann, sofern es nicht bereits eine vorherbestimmte Vollständigkeit gibt – Wie kann definiert werden, was *vollständig* bedeutet?

Somit lässt sich die herkömmliche Anwendung utilitaristischer Theorien dekonstruieren, indem gezeigt wird, dass sogar als dem Utilitarismus entgegengesetzt angesehene Bildungstheorien utilitaristisch lesbar sind und es nur die Vorstellungen von Glücksdefinitionen, Verschränkungen von individueller und struktureller Ebene sowie Verteilungsfragen sind, welche die einen Theorien von den anderen trennen. Dies sind zwar durchaus aussagekräftige Unterscheidungsmerkmale, aber nicht hinsichtlich der Frage, ob eine Theorie als utilitaristisch gelten kann. Das gilt aber selbstverständlich nur, wenn die Utilitarismusdefinition mit qualitativen und die Gesamtheit betrachtenden Aspekten verwendet wird (ohne seine Glücksdefinitionen und hierarchischen Festlegungen von *höherwertigen* und *geringeren* Glücksformen), anstatt der quantitativen, das Element des Gegenrechnens beinhaltende Definition Benthams.

In Bezug auf die Anerkennung von Bildung im Kontext von Migration und Integration zeigt sich eine spezifische Form von utilitaristischer Argumentation. Hier

gibt es eine Parallelie zu der eben angesprochenen Trennung zwischen arbeitender als nützlicher Klasse und habender als profitierender Klasse. Denn die (konstruierten) Gruppen und die Individuen, deren Nützlichkeit im Diskurs zu Migration und Integration diskutiert wird, werden nicht unbedingt als der Gesellschaft, um deren Glück es geht, zugehörig anerkannt. Es ist die Dichotomie *Wir vs. Die Anderen*, die den Unterschied ausmacht. Wie eben bereits angeschnitten, ist das nichts, was dem Utilitarismus fremd ist. Bei genauerem Hinssehen offenbart sich, dass solche Differenzlinien die utilitaristische Tradition immer begleitet haben. In Bezug auf klassistische Unterteilungen, wer nützlich zu sein habe, schreibt Ahmed:

»The extraction of use from bodies by defining others as bodies to be used was justified as a mission to improve humanity: to become arm is to become body, to offer brawn or brute strength; to *become arm as to become biological*. A history of arms that are used overused arms, including arms that are missing, that have been lost in service to the industrial machine, is a history of how some are used to benefit others. It is not simply that laborers are assumed to acquire stronger arms, arms that can do more because they do more, but that others are *freed from that requirement*. Manual labor becomes distinguished from mental labor, a distributed distinction, a distinction that is distributed between persons and things, such that making use of mental faculties came to be understood as dependent on relative freedom from biological necessity. The blacksmith's arm was usefully employed as a means of extracting that freedom.« (Ahmed 2019, S. 95)

Dies ist besonders gut an kolonialen Kontexten zu sehen, da diese von extremen, gewaltvollen Hierarchien bzw. Unterdrückungsstrukturen geprägt sind. Wie Sara Ahmed beschreibt, waren bekannte Utilitaristen auch gleichzeitig Verteidigende des Britischen Empires. James Mill und sein Sohn John Stuart Mill haben zwar unterschiedliche Formen des Utilitarismus vertreten, aber beide Theorien zur Maximierung des Glücks der Allgemeinheit entworfen. Gleichzeitig hatten beide über die East India Company Verbindungen zum Kolonialismus, die auf den eigenen Profit ausgelegt waren (Ahmed 2010, S. 124). Britischer Utilitarismus wurde verwendet, um den Kolonialismus als glückliches bzw. Glück förderndes Unternehmen darzustellen. Neben dem Profit der Kolonialisierenden (welcher aber auch in Frage gestellt wurde – also ob Kolonialismus *sich lohnen* würde) wurde behauptet, der Kolonialismus sei zum Wohle der kolonisierten Bevölkerung. Hierfür wurden kulturelle, dichotome Auf- und Abwertungen vorgenommen und von Entwicklungen anstatt von Unterdrückungen gesprochen:

»In an article published in the *Monthly Review*, John Bruce, a historiographer for the for the East India Company, drew on the vocabularies offered by utilitarianism to justify the ›formation of a European – British – population in India,‹ which he acknowledged might be ›the object of dread for the British at home (1813: 29).

He argued that the population of India would benefit by being ruled by a class of ›philanthropic men‹ in the following way: ›The pace of civilisation would be quickened beyond all examples. The courts, the knowledge, and the manners of Europe would be brought to their doors, and forced by an irresistible moral pressure on their acceptance. *The happiness of the human race would thus be prodigiously augmented*‹ (30; emphasis added). Empire is justified in terms of the augmentation of human happiness.« (Ahmed 2010, S. 124)

Die utilitaristische Darstellung die Ahmed analysiert folgt eurozentrischen Dichotomien. Positives, mit Glück in Verbindung Gebrachtes wie in diesem Fall Rechtssysteme, Wissen und Benehmen unter dem Überbegriff *Zivilisation* wird hier alleinig Europa zugeschrieben. Den Kolonialisierten wird dagegen ein Mangel und ein Bedarf daran unterstellt, sodass die Zufuhr dieser Werte als allgemeiner Anstieg des Glücks behauptet wird.

›Colonialism is justified as necessary not only to increase human happiness but to teach the natives how to be happy. They must learn ›good habits‹ by unlearning what is custom or customary. The general end of happiness translates into the particular end of the individual: the creation of ›individuals‹ becomes the purpose of colonial education or training. To become happy in these terms requires the individual be liberated from custom, to become an end-in-itself. As I suggested in chapter 2, happiness involves being ›redirected,‹ or turned around. *To turn others into individuals is to turn them around, by turning them toward the norms, values and practices of the colonizer.*« (ebd., S. 128)

Ähnlich wie in der hier aufgezeigten generellen Verteidigung von Kolonialismus wurde die Steigerung von Glück und der Nutzen von etwas für die Steigerung des Glücks auch bei den Mythen des »Happy Slaves« und der »Happy Housewife« zur Legitimation von Unterdrückung, Ausbeutung, Gewalt verwendet (ebd.o, S. 2, 50, 257–258). Deutlich wird hierbei, wie Vorstellungen von Glück an Deutungshoheiten gebunden sind. Es sind die Aussagen der Kolonialisierenden, bzw. männlich gelesener Menschen in patriarchalen Verhältnissen, welche über Zustände von Glück und Unglück urteilen, nicht die Stimmen der Betroffenen selbst. Es stellt sich die Frage, welche Interessen hinter den Bewertungen *als glücklich* oder *als unglücklich* stehen, welches Unglück überhaupt wahrgenommen werden kann in einer hierarchischen Interaktionsordnung und um wessen Glück es tatsächlich geht.

Wenn wir nun wieder den Diskurs zu Migration und Integration von 2015–2018 in den deutschsprachigen Medien FOCUS ONLINE und SPIEGEL ONLINE betrachten, sind insbesondere die Sprechendenpositionen relevant. Denn wie zu Beginn dieses Kapitels herausgearbeitet wurde, sind es nur in Ausnahmefällen Personen, die *als* migrantisierte Personen oder Personen mit Rassismuserfahrungen sprechen. Es wird stattdessen aus machtvoller Position (unmarkierte/unsichtbar nor-

malisierte Politiker*innen, Wissenschaftler*innen, ...) über Personen gesprochen, die in diesem Sprechen migrantisiert werden. Somit liegt auch die Deutungshoheit über das, was angestrebt werden sollte, über den Zweck und das, was diesem Zweck dient, also dafür von Nutzen ist, bei diesen dominierenden Sprechendenpositionen. Zudem findet der Diskurs in einem kapitalistischen Kontext statt, der wirtschaftlichen Erfolg so selbstverständlich mit dem Wohlergehen der Allgemeinheit gleichsetzt, dass diese nicht einmal mehr expliziert werden muss. Damit ist ein Rahmen gegeben, in dem Anerkennung sich in diesem finanzsprachlichen Bereich des Diskurses vollzieht. Leistungswertschätzend wird das anerkannt, was der Dominanzgesellschaft wirtschaftlichen Profit bringt. Allerdings sind es selbst bei Erfüllung dieses Maßstabs, wie bereits dargestellt, nicht unbedingt immer die nützlichen migrantisierten Personen, sondern teils wieder unsichtbar normalisierte Teile der Dominanzgesellschaft oder ihre politischen Vertretungen, welche dafür anerkannt werden, diese Nutzung möglich zu machen. Und während das Versprechen im Raum steht, durch die eigene Leistung(/Nützlichkeit) Anerkennung (*als zugehörig*) zu erlangen, heißt gebraucht werden, lediglich die eigene Anwesenheit zu legitimieren, nicht aber dem Status als *space invader* (Puwar 2004) zu entfliehen.

Die Frage ist, ob und wie eine andere Gemeinwohlorientierung die sowohl das individuelle Empfinden einzelner als auch das große Ganze betrachtet, Verteilungs- und Differenzgerechtigkeit berücksichtigt, als Anerkennungsgerüst denkbar ist.

6.2 Vom Utilitarismus zu kritischer Wohlorientierung – Ein Exkurs

»Die Auffassung, für die die Nützlichkeit oder das Prinzip des größten Glücks die Grundlage der Moral ist, besagt, daß Handlungen insoweit und in dem Maße moralisch richtig sind, als sie die Tendenz haben, Glück zu befördern, und insoweit moralisch falsch, als sie die Tendenz haben, das Gegenteil von Glück zu bewirken. Unter ›Glück‹ [happiness] ist dabei Lust [pleasure] und das Freisein von Unlust [pain], unter ›Unglück‹ [unhappiness] Unlust und das Fehlen von Lust verstanden.« (Mill 2004, S. 13)

»Happiness might not simply provide a sense of possibility; it is a sense of possibility. To turn happiness into an expectation is thus to annul its sense of possibility. When happiness is not something that we promise to another, is not something that we imagine is due to us or which we have a duty toward, is not something that we anticipate will accumulate from certain points other things can happen, which involves a certain kind of openness to the possibility of an encounter.« (Ahmed 2010, S. 220)

»Alles ist eine Frage der Perspektive. Ein kollektiver Bewusstseinswandel ist möglich, hin zu mehr Verbindung, mehr Einheit, mehr Empathie und schließlich mehr Liebe.« (Roig 2021, S. 11)

Wie kann Utilitarismus gedacht werden, damit eine Basis für Anerkennungsprozesse – im Bildungsbereich und außerhalb – entsteht, welche Differenzgerechtigkeit fördert, anstatt ihr entgegenzustehen? Wie kann der Mensch als Selbstzweck erscheinen, dessen Wohlbefinden sowohl als Individuum in Kollektiven als auch in der Gesamtheit aller Menschen Berücksichtigung findet? Wie wirken Glücksnormen und wie kann Glück angesichts vielfältiger Kritik überhaupt noch der Orientierung dienen?

Im Folgenden wird versucht, mit einer Kritik an Glücksnormen, einer Verbindung von Gefühls- und Verstandsorientierten Ansätzen, Empathie, Grievability und vor allem Differenzgerechtigkeit als leitendem Maßstab Überlegungen zu den Schwierigkeiten und Potentialen kritischer Glücks-/Wohlorientierung aufzunehmen. So kann ein neuer Anerkennungsmaßstab entstehen. Diese Überlegungen erfolgen in 10 Thesen:

1. Finanzielle Nützlichkeit ungleich Glück
2. Es geht weder nur um das Glück der Mehrheit, einzelner Personen oder Gruppen noch ausschließlich um das Glück der Allgemeinheit: Einzelpersonen, Kollektive und Allgemeinheit müssen in Interaktion und hybriden Zugehörigkeiten berücksichtigt werden
3. Es muss auf eine gerechte Verteilung von Glück geachtet werden
4. Glück lässt sich nicht objektiv feststellen (es gibt keine Objektivität), Glücksschreibungen können Gewalt reproduzieren und Glücksnormen können gegen Glücksmöglichkeiten wirken
5. Gefühl und Verstand müssen zusammenwirken können: Empathie, Grievability, Sensibilisierung, kritisches Hinterfragen, Lernen und Verlernen anstatt einer einfachen Schritt-für-Schritt-Anleitung
6. Glück muss machtkritisch und im Trilemma der Inklusion betrachtet werden: Differenzgerechtigkeit ist als Selbstzweck zu begreifen, aber auch als Zweck für Glück und zentraler Leitfaden der Glücks-/Wohlorientierung
7. Menschen (bzw. generell Lebewesen) haben Gründe
8. Leben an sich hat einen intrinsischen Wert (der nicht ökonomisch zu bemessen ist und jeder (ohnehin unmöglich messbaren und niemals individuellen) Leistung vorausgeht
9. Wohl schließt die Befriedigung von Bedürfnissen und ein Überwiegen des Glücks ein, schließt aber Momente des Unglücks nicht aus: Es muss Räume für (die Artikulation von) Unglück geben

10. Dies ist keine Anleitung, sondern eine (Selbst-)reflexions-, Denk- und Fühlregung

Hinter jeder der Thesen verbergen sich verschiedene Argumente, auf die nun näher eingegangen wird.

6.2.1 Finanzielle Nützlichkeit ungleich Glück

Viele der Irritationen zum Utilitarismus kommen von dem Fokus auf Nutzen als *Nutzen für funktionierende Wirtschaft*. Laut Ottfried Höffe werde der Utilitarismus in Deutschland betrachtet als »plane Nützlichkeitsmoral, man verbindet ihn mit Selbstinteresse und Opportunismus, hält ihn ‚in seinem Extrem‘ für den ›reine(n) Wertnhilismus‹ und spricht sogar von einem ›blanken und kruden Ökonomismus.‹« (Höffe 1992, S. 292–293) Dem setzt Höffe die zentrale Prämisse des Utilitarismus entgegen, um auf den Widerspruch aufmerksam zu machen: »In Wahrheit ist die utilitaristische Forderung, das Glück aller Betroffenen zu befördern, alles andere als egoistisch oder opportunistisch.« (ebd. S. 292–293) Diese Aussagen aus einer Veröffentlichung von 1992 finden auch heute noch Gültigkeit.

Diese Auffassung in deutschsprachiger Literatur über den Utilitarismus lässt sich eventuell davon ableiten, dass in den englischsprachigen Theorien häufig kapitalistische wirtschaftsliberale Positionen mit utilitaristischen Argumentationen einher gingen, wie Sara Ahmed bezeichnend am Beispiel von Adam Smiths deutlich macht:

»The science of happiness shares a history with political economy: just recall Adam Smith's argument in *The Wealth of Nations* that capitalism advances us from what he might call ›miserable equality‹ to what we could call ›happy inequality‹ such that ›a workman, even of the lowest and poorest order, if he is frugal and industrious, may enjoy a greater share of the necessities and conveniences of life than it is possible for any savage to acquire‹ ([1776] 1999: 105).« (Ahmed 2010, S. 4)

Das Verständnis vom Utilitarismus als Orientierung am Nutzen für die Ökonomie widerspricht allerdings potenziell der Kernidee des Utilitarismus: Der Förderung des Glücks aller. Das Glück steht im Zentrum des Utilitarismus, aber durch den Namen, welcher den Nutzen in sich trägt (**Utilitarismus**), tritt das Glück in der Wahrnehmung des Konzepts häufig hinter dem Nutzen zurück. Nutzen ist immer Nutzen für etwas und das *für* ist hier ein *für Glück* und nicht, wie der Gebrauch der Theorie häufig nahelegt, Nutzen *für Wirtschaftswachstum/Profit*. Ein Nutzen für ökonomische Aspekte ist also nur dann gerechtfertigt, wenn dieser das Glück der Gesellschaft fördert.

Wie Tho Ha Vinh mit Verweis auf die 68er Bewegung und eine Rede von Robert Kennedy schreibt, lässt sich Glück nicht auf materielle Verhältnisse und Wirtschaftswachstum beschränken bzw. ist dieses nicht unbedingt glücksfördernd, sondern potenziell sogar glückshemmend (Ha Vinh 2021). Gleichzeitig können materielle Betrachtungen aber auch nicht einfach außer Acht gelassen werden. Es sei wichtig, materielle Bedürfnisse unter Gerechtigkeitsaspekten zu berücksichtigen und dabei die »natürlichen Grenzen unseres Ökosystems« zu akzeptieren (ebd., S. 57–58). Mit Nancy Fraser gesprochen, müssen die materiellen Grundlagen für partizipatorische Parität geschaffen werden (Fraser 2017a, S. 265)

6.2.2 Es geht weder nur um das Glück der Mehrheit, einzelner Personen oder Gruppen noch ausschließlich um das Glück der Allgemeinheit: Einzelpersonen, Kollektive und Allgemeinheit müssen in Interaktion und hybriden Zugehörigkeiten berücksichtigt werden

Bei Jeremy Bentham ist der Leitsatz des Utilitarismus noch »the greatest happiness for the greatest number« (Ahmed 2010, S. 4). Dieser Leitsatz begünstigt Marginalisierungen, da die Unterdrückung von Minderheiten damit gerechtfertigt werden kann. Also kann das größere Glück für die größere Zahl kein Leitsatz sein, wenn es darum geht, eine glückliche und ebenso eine gerechte Gesellschaft anzustreben. Bis zu John Stuart Mill haben sich diese Betrachtungsweisen durchaus verändert. J. S. Mill schreibt, es ginge nicht um »das größte Glück des Handelnden selbst, sondern das größte Glück insgesamt« (Mill 2004, S. 20–21) Es bleibt die Frage des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft, von Kollektiven, von der Dominanzgesellschaft und marginalisierten Gruppen.

Nicht in Bezug auf utilitaristische Theorien, aber vor dem Hintergrund des Bruttonationalglücks (welches hinsichtlich der Verwendung des Wortes National, wenn es um Belange globaler/transnationaler Tragweite geht und fehlende Reflexion der Konstruiertheit von Nationen und seines Gebrauchs als Rankingmaßstab hinterfragt werden kann, aber ansonsten ein hilfreiches Instrument zu sein scheint) schreibt Ha Vinh, dass es wichtig sei, »den Bedürfnissen aller Menschen gerecht zu werden, anstatt nur demjenigen weniger einzelner.« (Ha Vinh 2021, S. 56)

Dem Utilitarismus wurden in der Vergangenheit sowohl egoistische Glücksbestrebungen auf individueller Ebene, als auch altruistische Selbstaufgabe zum Nutzen des Glücks der Allgemeinheit vorgeworfen (vgl. verschiedene Positionen hierzu: z.B. Blankertz 1985, S. 88–89; Gutwald 2021, S. 47; Bohnen 1992, S. 337–338).

Es ist wichtig, das Glück der einen nicht gegen das Glück anderer aufzurechnen, sondern das Glück aller Beteiligten als die Gesellschaft, Teile der Gesellschaft, Teile von Kollektiven aller Individuen, alle Kollektive und die Gesamtheit aller Betroffenen müssen in die Überlegungen einbezogen werden. Kategorien, Gruppierungen und als Individuen mitzudenken, wenn es darum geht, eine Entscheidung

zu treffen. Die individuelle Ebene und die kollektive Ebene können nie unabhängig voneinander betrachten, da sie in einem ständigen Wechselseitverhältnis stehen. Die Interaktion beider Ebenen muss mitgedacht werden. Das Wohl aller, einzeln, in Gruppen und zusammen, ist wichtig. Dabei müssen auch hybride Zugehörigkeiten und intersektionale Strukturen berücksichtigt werden. Gesellschaft lässt sich mit Deleuze und Guattari als Multiplizität denken, bei der wir immer Schein-Einheiten betrachten, von denen sich immer wieder ein Einzelnes abziehen lässt, als n-1 (Deleuze und Guattari 1977, S. 10–11): Ein niemals endendes Gefüge von Möglichkeiten der Betrachtung in scheinbaren Einheiten auf einer Ebene, unter der und über der noch viele weitere liegen, mit Querverbindungen und dauerhaften Veränderungen.

Das macht Entscheidungsprozesse komplex und es gilt, in jeder Situation neu zu entscheiden, wie damit am besten umgegangen werden kann. Unter Punkt 6 wird hierauf im Rahmen machtkritischer Überlegungen näher eingegangen.

6.2.3 Es muss auf eine gerechte Verteilung von Glück geachtet werden

Ein Mangel an Gerechtigkeit ist etwas, das dem Utilitarismus vielfach vorgeworfen wird und wozu J. S. Mill in *Utilitarismus* zwar Stellung nimmt, aber dabei Zweifel nicht vollends auflösen kann (Höffe 1992, S. 298–303). Es ist besonders die Idee des Gegeneinander-Aufrechnens von Glück und die Gefahr der Marginalisierung, die an Ungerechtigkeit denken lässt. Einerseits sieht Höffe die Gegensätze zwischen Utilitarismus und Gerechtigkeitstheorien bei näherer Auseinandersetzung geringer werden (Höffe 1992, S. 296), andererseits wird deutliche Kritik geäußert. Höffe wirft dem Utilitarismus vor, »unter bestimmten Randbedingungen eine Sklaven- oder eine Feudalgesellschaft« rechtfertigen zu können, sofern damit das Gesamtwohl gesteigert werden könne (ebd., S. 295–296):

»Der Utilitarismus stellt eine Art von Kollektivegoismus dar, dem eine Unterdrückung oder Benachteiligung von Minderheiten, selbst eine Verletzung ihrer Menschenrechte, erlaubt ist – sofern sie sich mit einer größeren Besserstellung der Mehrheit verbindet und die kollektive Glücksbilanz erhöht.« (ebd.)

Doch diesen Gedanken wurde bereits im letzten Abschnitt mit der Aussage begegnet, dass es einer Glückstheorie bedarf, die Individuen, Gruppen und die Gesamtgesellschaft in Interaktion betrachtet und Marginalisierungen entgegensteht. Es darf nicht um das Glück einer Mehrheit gehen, sondern es müssen Einzelpersonen, Zugehörigkeiten und Zuschreibungen, Konstruktionen und vieles mehr mitgedacht werden.

Auch Umwelt- und Klimagerechtigkeit müssen mitgedacht werden, nicht bloß diejenigen Akteur*innen, die als Menschen anerkannt werden. Der intrinsische Wert von Lebewesen und ihren Lebensgrundlagen muss Anerkennung finden.

Der Gerechtigkeitsbegriff ist ein viel diskutierter und eine tiefgehende, differenzierte Aufschlüsselung würde hier zu weit führen. Sowohl in ihrem distributiven Sinne als auch im Sinne der »Gleichberechtigung« oder »Chancengleichheit« sowie als bedürfnisorientierte Version kann es hilfreich sein, über Gerechtigkeit im Zusammenhang mit Glücksorientierung nachzudenken. Hier soll vor allem Differenzgerechtigkeit (Boger 2019c, S. 413) betrachtet werden, welche verschiedene der zuvor genannten Definitionslinien miteinschließen kann. Es geht darum, Diskriminierung entgegenzuwirken, was je nach Diskriminierungsform und dominierenden Bedürfnissen über verschiedene Zugänge versucht werden kann. Es geht darum, Benachteiligungsstrukturen, ungerechten Verteilungen, Othering, Einschränkungen, Festschreibungen, Exotisierungen, Bagatellisierungen und dem Absprechen von Erfahrungen oder (strukturellen) Zusammenhängen, Abwertungen und vielem mehr intersektional und rhizomatisch mit Empowerment, Normalisierung und Dekonstruktion zu begegnen, wie unter Punkt 6 näher erläutert wird. Wie dort zu sehen ist, ist der Weg der Gerechtigkeit einer, der den Blick auf Machtverhältnisse richtet, während er selbst gleichzeitig von ihnen nicht unabhängig ist.

6.2.4 Glück lässt sich nicht objektiv feststellen (es gibt keine tatsächliche Objektivität), Glückszuschreibungen können Gewalt reproduzieren und Glücksnormen können gegen Glücksmöglichkeiten wirken

Da wir nicht von objektiven Interpretationen und eindeutigen Beobachtungen ausgehen können, lässt sich auch Glück nicht objektiv feststellen. Objektivität ist etwas, das immer wieder aus Machtpositionen heraus beansprucht und abgewerteten Gruppen abgesprochen wird:

»Es ist grundlegend, zu erkennen, dass es keine Wahrheit und Objektivität gibt, dass Wissenschaft und Bildung keine Wahrheiten entdecken/vermitteln, sondern dass die (bundesdeutsche) Bildung geprägt und dominiert ist von weißen Wissensproduktionen und -definitionen.« (Autor*innenKollektiv Rassismuskritischer Leitfaden 2015, S. 20)

Ein extremes Denken des Konstruktivismus könnte jedoch drohen, nichts von der sozialen *Wirklichkeit* als *allgemeingültig* übrig zu lassen und ein bloßer Positivismus hinterfragt nicht, was hinter dem Beobachteten, dem Blick des Beobachtens oder dem Prozess als solchem liegen könnte und in welche Machtdynamiken das alles eingebettet ist. Es muss ein Wechselspiel sein, ein Miteinander in Friktion, in Reibung (wie Puar es in Bezug auf Intersektionalität und Assemblage-Theorie/Agencements beschreibt (Puar 2012).

Es ist wichtig, Deutungshoheiten zu hinterfragen und damit einhergehend auch Sprechendenpositionen und Repräsentationen. Im Sprechen *für* andere,

wenn es darum geht, was sie glücklich mache, muss die Gefahr des Paternalismus in Beabsichtigung von Fürsorge ebenso mitgedacht werden wie andersherum beim Versuch, Grenzüberschreitungen zu vermeiden, die Gefahr der Vernachlässigung. Dabei können Fürsorge und Paternalismus wie folgendermaßen verstanden werden:

»Fürsorgliches Handeln orientiert sich am Wohl des Gegenübers.« (Giesinger 2006, S. 267)

»Als paternalistisch kann [...] dasjenige Handeln gelten, welches in die »Autonomiesphäre« einer anderen Person eingreift.« (ebd., S. 280 aufbauend auf der Definition von Seana Shiffrin 2000)

Die Glücksforschung hat verschiedene Ansätze, wie Glück messbar sei. Detlef Beeker wählt einen, der Menschen selbst die Deutungshoheit über ihr eigenes Glück lässt und annimmt, das die so erzielten Aussagen größtenteils unhinterfragt als Ergebnis stehen könnten:

»Wie misst man eigentlich Glück? Man kann es einfach oder kompliziert machen. Glückforscher haben herausgefunden, dass die Menschen selbst sehr gut wissen, wie glücklich sie sind. Deswegen fragen wir sie doch einfach. Die einfachste Variante der Glücksmessung besteht aus einer einzigen Frage: ›Wie glücklich sind Sie insgesamt mit dem Leben, das Sie führen?‹« (Beeker 2021, S. 4)

Hierbei gibt es zwar die Möglichkeit, dass Menschen nicht nur Forschungsobjekte sind, sondern ihrer Wahrnehmung Glauben geschenkt wird. Gleichzeitig geht aber auch das Problem damit einher, dass internalisierte Unterdrückung, soziale Erwünschtheit und andere Faktoren, die die Aussagen beeinflussen können, nicht mitgedacht werden. Hier müsste eine machtkritische Einbettung erfolgen. Glücksforschung ist ein komplexes Unterfangen, welches nicht ohne einen kritischen Umgang mit Machtstrukturen funktionieren kann.

Aus dominierenden Positionen getätigte Zuschreibungen und Darstellungen haben häufig dazu beigetragen, Unrechtsstrukturen und Gewalthandlungen zu rechtfertigen. Sara Ahmed beschreibt in *The Promise of Happiness* wie das Bild der »happy housewife« dazu diente, die ungleiche Aufteilung häuslicher Arbeit zu rechtfertigen (Ahmed 2010, S. 50):

»How better to justify an unequal distribution of labor than to say that such labor makes people happy? How better to secure consent to unpaid or poorly paid labor than to describe such consent as the origin of good feeling?« (ebd.)

Im Kontext von Kolonialismus gibt es Narrationen zur Zivilisierung, zur Verbreitung von Bildung, zur Abwertung des bereits vorhandenen und Aufwertung des Kolonialisierungsprozesses. Diese Konstruktionen waren im Sinne der Legitimierung der Unterdrückungsverhältnisse und Ahmed analysiert die damit einhergehenden Glücksassoziationen: »Colonialism is justified as necessary not only to increase human happiness but to teach the natives how to be happy.« (Ahmed 2010, S. 128)

Es muss also immer hinterfragt werden, welche Interessen mit bestimmten Darstellungen einhergehen können und wie Aussagen eingebettet sind.

Auch auf individueller Ebene (die nie unabhängig von strukturellen Aspekten sein kann) können Glückszuschreibungen verhängnisvoll sein, wenn dabei die Anerkennungsbedürfnisse der Person nicht getroffen oder gar verletzt werden, Räume für Trauer, Wut, Unglück und anderes genommen werden oder Wege vorgegeben werden. Auch hier gilt, dass Anerkennung immer auch eine verkennende Seite hat (Bedorf 2010) und es zu bedenken gilt, was sie in einem bestimmten Kontext tut.

Bei Glücksnormen sehen wir, wie deren Aufwertung mit der Abwertung von davon abweichenden Erlebnissen, Situationen oder Lebensmodellen einhergehen kann. Es kann ein Anpassungsdruck, aber auch Widerstand entstehen. »Integrations«konzepte gehen mit Zugehörigkeits- und Glücksversprechen einher. Die Darstellung von Cis-hetero-monoamoren-Beziehungen oder -Ehen als Inbegriff des Glücks, während queere Beziehungen häufig in Verbindung mit Unglück, als Tragödie in Verbindung gebracht werden, schafft eine verhängnisvolle Dynamik, wie Sara Ahmed beschreibt (Ahmed 2010, S. 94–95). Aktuell verändern sich Darstellungsweisen, im Vergleich der von Ahmed in ihrem 2010 veröffentlichten Werk analysierten Filmen und Büchern. Aber dennoch bleiben Ungleichgewichte und Hierarchien bestehen. Ahmed thematisiert den Druck, den Glücksnormen hervorbringen können:

»It might even be the work required to counter the perception of your life as being unhappy: the very pressure to be happy in order to show that you are not unhappy can create unhappiness for sure.« (ebd.)

Gleichzeitig sieht sie aber auch Gründe für die Thematisierung von Unglück, um auf Gewalt aufmerksam zu machen – den Schmerz, der damit einhergeht, anzuerkennen. In dieser Auflistung dessen, was Glücksnormen, -Zuschreibungen und -Erwartungshaltungen bereithalten, sehen wir bereits eine trilemmatische Bewegung. Unter Punkt 6 wird dies vertiefend thematisiert.

Glücksnormen wirken wie andere Normen in der Hinsicht, dass ein Weg, der ständig genutzt wird, leichter zu gehen wird, wie ein gut benutzter Trampelpfad. Werden dadurch andere Wege aber weniger oder gar nicht gegangen, wachsen sie zu und sind schwerer zu gehen:

»The more a path is used, the more a path is used. How strange that this sentence makes sense. There is more to more; more creates more. However much usefulness is shaped by the past usefulness points toward the future: used as being directed toward that which has become easier to follow. [...] Use can be restrictive as well as a directive or restrictive by virtue of being directive. If the same paths are used more, the fewer paths are available to be used. The emphasis on plasticity within neuroscience is partly an explanation of how use is not only about conservation, how deviation is always possible, even when connections have become strong. Other paths can be created by being used: use does not make deviation impossible. Deviation is hard. Deviation is made hard.« (Ahmed 2019, S. 41–42)

Gesellschaftliche Glücksnormen können ebenso wie andere dominierende Vorstellungen internalisiert, also verinnerlicht werden. Theorien zu internalisierter Unterdrückung gehen unter anderem auf die Arbeiten von Frantz Fanon zurück und werden zunehmend empirisch untersucht. Vorstellungen, die gegen das eigene Selbst gehen, werden unbewusst gelernt und können sich auf das eigene (Selbst-)erleben und Interaktionen mit anderen auswirken:

»Based on postcolonial theory, experiencing oppression over lifetimes and generations can lead individuals to internalize the messages of inferiority they receive about their group membership. In fact, internalizing the alleged inferiority and undesirability of one's social group can begin at a very young age (Clark & Clark, 1947). Over time, internalized oppression can become an unconscious, involuntary (Batts, 1983; David & Okazaki, 2010) response to oppression in which members of oppressed groups internalize the negative stereotypes (Amaro & Raj, 2000; Bailey, Chung, Williams, Singh, & Terrell, 2011; Brown, 1986; Hill, 1999; David & Okazaki, 2006a; Peterson, 1986; Rosenwasser, 2002) and expectations (Brown, 1986) of their group based on messages they have received from the oppressor. Internalized oppression may even lead to active self-fulfilling prophecies as oppressed individuals begin to act out negative stereotypes (Thomas, Speight, & Witherspoon, 2005).« (David und Derthick 2013, S. 8–9)

Zudem ist zu beachten, dass der Weg nicht für alle unter den gleichen Bedingungen zu gehen ist, da er auf bestimmte gesellschaftliche Positionen ausgerichtet ist und auf andere nicht (Ahmed 2019, S. 41–42, 59). Außerdem bietet das, was als Inbegriff von Glück eine verbreitete Vorstellung ist, nicht unbedingt für jede Person, die es erlebt, tatsächlich auch das zuvor versprochene und imaginierte Glück. Bestimmte Lebensweisen sind gesellschaftlich mit Glücklichkeit assoziiert und bringen deswegen die Erwartungshaltung mit sich, den Menschen, die dieses Leben führen, Glücklichkeit zu bringen (Ahmed 2010, S. 29). Allerdings kommt hier der Begriff des »cruel optimism«, des grausamen Optimismus zum Tragen: Ein grausamer Optimismus

ist nach Lauren Berlant ein Streben entlang eines Begehrrens, das nicht im eigenen Interesse oder zum eigenen Wohl ist (Berlant 2011, S. 1).

Gesellschaft reguliert Begehrren mitunter durch Bilder von Glück. Geteilte Glücksobjekte und das Streben nach diesen und das Glücklichwerden durch diese Objekte ist etwas, das über Zugehörigkeiten bestimmen kann:

»To be affected in a good way by objects that are already evaluated as good is a way of belonging to an affective community. We align ourselves with others by investing in the same objects as the cause of happiness.« (Ahmed 2010, S. 38)

Ebenso werden hierüber Ausschlüsse verhandelt und andere Wege des Glücks erschwert. Glücksnormen müssen daher kritisch in ihrem jeweiligen Kontext betrachtet und hinterfragt werden.

6.2.5 Gefühl und Verstand müssen zusammenwirken können: Empathie, Grievability, Sensibilisierung, kritisches Hinterfragen, Lernen und Verlernen anstatt einer einfachen Schritt-für-Schritt Anleitung

Häufig wird vom Berechnen« und gegeneinander-Aufrechnen von Glück sowie von »Kalkulation«, welche möglichen Auswirkungen eine Handlung haben kann, oder von Mitgefühl, Empathie und Verständnis gesprochen. Allerdings weist beides Lücken oder Nachteile auf, die ohne die andere Seite nicht ausgeglichen werden können. Glück an sich ist ein Gefühl, was bereits ein Grund gegen rein rationale Ansätze zum Umgang damit ist. Andersherum ist es mit Emotionen, Gefühlen wiederum so, dass auch diese von Machtstrukturen beeinflusst werden. Gerade im vorigen Punkt wurde angeführt, dass Begehrren durch Normen gelenkt werden kann. Auch Empathie ist von gesellschaftlichen Hierarchien nicht frei, wie Roig mit der Empathielücke zeigt. Sie zeigt auf, wie es einfacher ist, sich in Personen hineinzuversetzen, die in der Gesellschaft hierarchisch höher angeordnet sind, als in Personen, die marginalisierte Positionen besetzen und wenig oder stereotyp öffentlich/medial repräsentiert werden:

»Nicht nur Mädchen lernen, die Welt aus der Perspektive der Jungen zu betrachten. Nicht-weiße Menschen lernen, sich in weiße Menschen hineinzuversetzen, genauso wie Trans-Menschen in Cis-Menschen, queere in heterosexuelle Menschen, und behinderte Menschen in nicht-behinderte Menschen. Das Einfühlungsvermögen von marginalisierten und minorisierten Gruppen wird durch die positive Überrepräsentation der unsichtbaren Norm – weiß, männlich, hetero, cis- und nicht behindert – sehr früh gefördert. Umgekehrt ist es nicht der Fall. Uns fehlt das Einfühlungsvermögen für diejenigen, die als minderwertig konstruiert wurden.« (Roig 2021, S. 145)

Roig definiert Einfühlungsvermögen dabei in Abgrenzung zu Mitleid, bei dem sich nicht in die andere Person hineinversetzt, sondern aus eigener Perspektive geurteilt werde (ebd., S. 147–148).

Die empathische Reproduktion der Machtstrukturen muss also dekonstruiert werden, während widerständiges Mitfühlen gefördert werden muss, wenn gesellschaftliche Hierarchien abgebaut werden sollen. Es braucht Verstand und Gefühl in ihrer untrennbaren Verwobenheit und ein kritisches Machtbewusstsein. Empathie ist zudem kein einfaches Thema. Ähnlich wie bei Anerkennung muss auch hier geschaut werden, wie sie eingesetzt wird, was sie wann wie tut und in wessen Sinne sie ist.

Die Vorgehensweise ist also bereits von der Verwobenheit von kognitiven und emotionalen Prozessen bestimmt. Es braucht Empathie und Hinterfragen, Sensibilisieren, Mitdenken, Kommunizieren und Partizipationsmöglichkeiten. Aber auch das Glück selbst, hat in manchen seiner Definitionen emotionale und kognitive Aspekte, welche beide gleichermaßen in Überlegungen einbezogen werden müssen:

»In den Glückswissenschaften hat sich durchgesetzt, dass Glück vor allem zwei Merkmale hat:

- **Emotionales Wohlbefinden:** Hier geht es um Gefühle. Wenn wir positive Gefühle wie Freude, Neugier, Liebe usw. haben, dann sind wir glücklich. Sind wir dagegen betrübt, ängstlich oder sorgen uns, dann sind wir weniger glücklich.

- **Kognitives subjektives Wohlbefinden:** Diese Eigenschaft des Glücks hat weniger mit Gefühlen zu tun, sondern mehr mit der Frage, ob wir mit unserem Leben im Allgemeinen zufrieden sind. Das bedeutet: Führen wir nach unserer eigenen Einschätzung ein gutes lebenswertes oder sogar sinnvolles Leben? Diese Fragen führen uns zum kognitiven subjektiven Wohlbefinden.« (Beeker 2021, S. 2)

6.2.6 Glück muss diskriminierungskritisch und machtsensibel im Trilemma betrachtet werden: Differenzgerechtigkeit als Selbstzweck, Zweck für Glück und zentraler Leitfaden der Glücks-/Wohlorientierung

Menschen bewegen sich in Systemen. Systemtheoretische Perspektiven definieren den Systembegriff zwar varierend, aber in dem Grundkonsens, dass Systeme aus Elementen bestehen, die miteinander »in Wechselbeziehungen stehen« (Strunk und Schiepek 2006) Ein System ist also ein »Wirkgefüge« (ebd.) und wird dadurch ausgemacht, dass die von ihm beinhalteten Elemente nicht unabhängig voneinander sind. Die Elemente können als Einheiten betrachtet werden (ebd.), aber mit Deleuze und Guattari können sie auch als Scheineinheiten, unter denen wiederum Vielheiten lauern, analysiert werden (wie bereits angesprochen (Deleuze und Guattari 1977, S. 10–11)). Bei der Betrachtung des Glücks einzelner, von Kollektiven und von

allen, ist es wichtig, sowohl Individualitäten als auch Verstrickungen zu sehen, also in Strukturen zu denken. Gesellschaftliche Strukturen sind von Machtverhältnissen geprägt, wo verschiedene Akteur*innen über unterschiedliche Kräfte verfügen. Rassismus, Sexismus, Queer- und Transfeindlichkeit, Ableismus und Klassismus müssen hierbei neben weiteren -ismen mitgedacht werden. Sie müssen nicht nur mitgedacht werden, sondern sind zentral. Wie J. S. Mill Gesundheit und Tugend als Selbstzwecke und gleichzeitigen Zwecken zum Glück innerhalb des Utilitarismus, dessen einziges Endziel eigentlich das Glück selbst sei, setzt, soll hier Differenzgerechtigkeit (Boger 2019d, S. 413) als Selbstzweck und gleichzeitige Notwendigkeit für Glück gesetzt sein. Diskriminierung verursacht Leid. Das Streben nach Glück schließt die Vermeidung von Leid bzw. den Kampf gegen Leid ein. Der Kampf gegen Diskriminierung, gegen die oben beschriebenen Formen von Gewalt und weitere, ist daher ein zentraler Bestandteil in der Orientierung an Wohl oder Glück. Vielleicht ist es sogar der zentrale rote Faden, an dem es sich entlangzuhängeln gilt, in Prozessen der Entscheidungsfindung und im Handeln. Wir sind also wieder beim Trilemma der Inklusion (Boger 2017), welches in dieser Arbeit bereits vielfältig zum Einsatz gekommen ist. Wir brauchen Empowerment, Normalisierung und Dekonstruktion jeweils so, wie sie helfen Differenzgerechtigkeit zu fördern (Boger 2017, 2019c). Aber dabei bleibt das Problem, dass immer nur zwei der drei Spitzen des Dreiecks sich miteinander verbinden lassen, während das dritte außen vor bleibt (Boger 2017, 2019c). Es ist ein stetiger Prozess der Abwägung, welcher durch das erzwungene Auslassen niemals perfekt sein kann (Boger 2017, 2019c).

Dafür ist es jedoch immer wieder auch notwendig, sich Ungerechtigkeitsverhältnisse überhaupt erst bewusst zu machen. Vieles passiert unbewusst:

»Gehört man zur Mehrheit, zur Norm, zur dominanten Gruppe, unterdrückt man zwangsläufig andere – auch wenn dies meist unbewusst und unbeabsichtigt geschieht. Negative Botschaften über andere Gruppen sind dermaßen verinnerlicht, dass man ein subtiles Überlegenheitsgefühl für ganz normal hält.« (Roig 2021, S. 20)

6.2.7 Menschen (bzw. generell Lebewesen) haben Gründe

Wie aus der oben zitierten zweigeteilten Glücksdefinition aus emotionalen und kognitiven Aspekten bereits deutlich wurde, genügt es nicht, nur Glücksgefühle zu betrachten. Das wurde im wissenschaftlichen Diskurs bereits hinlänglich mit Glücksmaschinen, an die Menschen angeschlossen werden könnten, diskutiert (z.B. Višak 2016, S. 98–99; Vesper et al. 2023, S. 454). Gefühle sind nicht isoliert zu betrachten, sondern es gibt Gründe für sie. Menschen haben Gründe für ihre Gefühle und ihre Handlungen, die nicht unabhängig von den äußeren Bedingungen sind, in denen sie sich bewegen, aber menschliches Handeln ist auch nicht bloß automatisches Resul-

tat äußerer Umstände (Meretz 2017, S. 89–90): »die gesellschaftlichen Bedeutungs-, Handlungs- und Denkstrukturen bilden das Medium, in dem das Individuum seine Handlungsgründe hat« (ebd., S. 90).

Es gibt in der Geschichte der Philosophie, wie auch im heutigen Diskurs Positionen, die Glück eher unabhängig von äußeren Einflüssen betrachten und andersherum Strömungen, die primär auf Bedingungen und Gründe achten. Platon hat Glück innerhalb von Personen, in Gedankenprozessen und Erkenntnis verortet und es vom weltlichen Geschehen entkoppelt (Gutwald 2021, S. 42).

Aristoteles hingegen bezieht äußere Umstände in die Überlegungen mit ein, die Glückszustände mit bedingen könnten, auch wenn materielle Güter allein diese nicht herbeiführen könnten (ebd., S. 43). In der heutigen Auseinandersetzung mit »Bruttonationalglück« (welches sich hinsichtlich nationaler Orientierung kritisieren lässt, aber dessen Ansätze hier ansonsten hilfreich sein können) schreibt Ha Vinh wie äußere und innere Bedingungen relevant sind und Glück mehr als »hedonistische Befriedigung« sei (Ha Vinh 2021, S. 53).

»Wir gehen in dem Ansatz des BNG davon aus, dass es sowohl äußere Bedingungen gibt, die sozialer, politischer, wirtschaftlicher, ökologischer und kultureller Natur sind, wie auch innere Bedingungen, die wir ›Glückskompetenzen‹ nennen.« (ebd.)

Wichtig wäre hier, die äußeren und die inneren Bedingungen nicht unabhängig voneinander, sondern in Wechselwirkung zu betrachten und beispielsweise die Entstehungszusammenhänge von Resilienz zu betrachten. In dem von Ha Vinh vorgestellten Modell setzt sich gesellschaftliches Glück erstens aus physischen, geistigen und seelischen menschlichen Bedürfnissen, zweitens aus einer ganzheitlichen, nachhaltigen, ökologischen und sozialen Entwicklung und drittens Glück als Kompetenz, welche in einem Wechselverhältnis zu nachhaltigen und gerechten Gesellschaftsentwicklungen gesehen wird, zusammen (ebd., S. 56). Die Entwicklungen sind wiederum an eine verantwortungsvolle Ressourcennutzung gekoppelt (ebd.). Dieses Modell müsste mit machtkritischen Ansätzen (siehe Punkt 6), kritisch psychologischen Theorien und transnationalen oder globalen Betrachtungsweisen verbunden werden.

6.2.8 Leben an sich hat einen intrinsischen Wert (der nicht ökonomisch zu bemessen ist) und jeder (ohnehin unmöglich messbaren und niemals individuellen) Leistung vorausgeht

Um diesen Punkt auszuführen, könnte bereits ein Verweis auf das Grundgesetz ausreichen: »Die Würde des Menschen ist unantastbar.« (GG, Art. 1 (1))

Als Lebewesen muss der Mensch bereits *Selbstzweck* sein und nicht seinen Nutzen für einen äußeren Zweck unter Beweis stellen, um gewürdigt zu werden:

»Daß der Mensch nicht in diesem Sinn instrumentalisiert werden darf, ist dem moralischen Bewußtsein schon seit langem selbstverständlich. In seiner zweiten Unterformel des kategorischen Imperativs –>der Mensch ... existiert als Zweck an sich selbst – hat Kant dieses Prinzip auf den Begriff gebracht; die Sache selbst ist freilich viel länger anerkannt. Es ist deshalb erstaunlich, warum der Utilitarismus sich im englischen Sprachraum solange als exklusives Moralprinzip behauptet hat und nicht viel früher von der Gerechtigkeitsidee relativiert worden ist.« (Höffe 1992, S. 313)

6.2.9 Wohl schließt die Befriedigung von Bedürfnissen ein Überwiegen des Glücks ein, schließt aber Momente des Unglücks nicht aus: Es muss Räume für (die Artikulation von) Unglück geben

Wie Ahmed schreibt, stellt die Möglichkeit des Unglücks – im Gegensatz zum Imperativ des Glücks/Glücklichseins – dem Glück nichts entgegen, sondern gibt Raum für Freiheiten und zufällige Geschehnisse, welche eine Grundlage für (spontane) Glücksgefühle bieten können (Ahmed 2010, S. 222). Raum für Trauerarbeit, für die ganze Spannweite an möglichen Emotionen und wohlorientierten Verarbeitungsmustern ist wichtig. Druck, glücklich zu sein, produziert kein Glück.

6.2.10 Dies ist keine Anleitung, sondern eine (Selbst-)reflexions-, Denk- und Fühlanregung

Es ist wichtig diesen Exkurs, auch wenn er aus einzelnen Punkten aufgebaut ist, nicht als Anleitung zu verstehen. So wie Identitäten fluide, dauerhaft im Werden und letztendlich zu unendlich sind, um sie in ihrer Vollständigkeit wahrzunehmen und Zusammenhänge zu verschachtelt, vielfältig und ebenfalls prozesshaft, lassen sich auch Theorien nicht statisch denken. Es kann keine Anleitung geben, wie Entscheidungen getroffen, Handlungen und Sprachakte erfolgen und Anerkennung gegeben oder entgegengenommen, verwehrt oder abgelehnt werden soll. Aber es kann Anregungen und Gedanken geben, die einen in der Auseinandersetzung mit immer wieder neuen Begegnungen mit Situationen und Subjekten unterstützen können. Die möglichen Funktionen dieser Ausführungen könnten vielleicht mit den Worten beschrieben werden, die Mai-Anh Boger ihren drei Monographien zum Trilemma als Untertitel gegeben hat: »Zum Mitfühlen« (Boger 2019b), »Zum Mitdenken« (Boger 2019c) und »Zum Mitdiskutieren« (Boger 2019d). Auf viele der hier aufgeworfenen Fragen gibt es keine abschließenden, universell geltenden Antworten. Es gilt,

sie immer wieder neu zu stellen oder aber auch sie zu verändern, umzuwerfen, neu zu bestimmen.

Was bedeutet das alles für die Anerkennung von Bildung im Kontext von Migration und Integration?

Inwiefern war dieser Exkurs nun relevant für die Anerkennung von Bildung – hier im Kapitel zur finanziellen Nützlichkeit, aber auch allgemein? Bisher wird in diesem Strang des Diskurses vor allem das anerkannt, was für wirtschaftliche Profite (einiger) und das Wirtschaftswachstum *Deutschlands* von Vorteil ist oder als gut/vorteilhaft in diesem Sinne angesehen wird. Es wird dabei aber nicht weiter hinterfragt, warum und für wen das erstrebenswert ist. Die hier aufgeführten Punkte können unter anderem auch als Anregung dienen, über Anerkennung und vor allem die Maßstäbe der Anerkennung nachzudenken. Wozu wen wie anerkennen? Wofür wird jemand anerkannt? Was sollte als Leistung anerkannt werden? Wenn eine Person mit ihrer Arbeitskraft und ihrer Selbstausbeutung zum Erhalt eines Systems beiträgt, das vielleicht gegen ihr eigenes Wohl wirkt? Wenn eine Person zu einer Art von Wirtschaftswachstum beiträgt, das umweltschädlich ist und mit dem eine Verstärkung sozialer Ungleichheit einhergeht? Oder wenn eine Person zum Glück bzw. Wohl aller beiträgt, in dem oben beschriebenen Sinne (wobei es schwer ist, von einem beschriebenen Sinn zu sprechen, wenn eher Gedankenanregungen als Festlegungen formuliert wurden). Abseits von Leistungsanerkennung beinhalten die obigen Thesen aber auch die Anerkennung des intrinsischen Werts von Lebewesen und die Unmöglichkeit, diesen zu bemessen. Finanzsprachliche Anerkennungsmuster, welche zudem die Anwesenheit/Existenz einer Person an einem Ort an Leistung binden, werden diesem Punkt nicht gerecht. Wie anfangs bereits deutlich gemacht wurde, ist dieser Exkurs kein Teil der Diskursanalyse, sondern eher ein Kommentar zu diesem. Damit ist er auch selbst bereits Teil des Diskurses, ebenso wie Diskursanalysen selbst auch nicht komplett außerhalb dessen stehen können, was sie untersuchen. Hier bietet der Diskurskommentar die Möglichkeit, über eine bloße Herausarbeitung des Ist-Zustandes hinauszugehen und konstruktive, produktive Kritik für Lesende bereitzustellen.

6.3 Zwischenfazit

Nützlichkeit ist immer ein Nützlich-für-etwas. In den hier untersuchten Aussagemustern ging es um Nützlichkeit für Wirtschaftswachstum, Fachkräftegewinn, Profitsteigerung, aber auch (finanzielle) Kosten. Im Rahmen dieser finanzsprachlichen, Nutzens-orientierten Geflechte erhalten migrantisierte Menschen Bildungsanerkennung. Es ist eine Anerkennung als potenziell gewinnbringend, also als lohnende Investition. Die Richtung der Anerkennung ist einseitig. Unsichtbar

normalisierte bzw. unmarkierte Personen urteilen über die (ökonomische) Nützlichkeit, die migrantisierte Personen für *Deutschland* haben, wobei *Deutschland* in diesem Kontext nicht als Migrationsgesellschaft im Diskurs erscheint. Stattdessen ist es der Profit der Dominanzgesellschaft, um den es geht. Im Rahmen der bloßen Thematisierung von Kosten, ohne den Investitionsgedanken, kann kaum Bildungsanerkennung stattfinden. Selbst wenn sich Menschen bilden, können sie innerhalb dieser Darstellung nur als dadurch Kosten verursachend, nicht aber als etwas zum Wohle der Gesellschaft beitragend gesehen werden. Leistungsunabhängige Anerkennung findet in den finanzsprachlichen Mustern nicht statt – außer in Bezug auf *Potenziale*, welche aber als Anerkennung der Möglichkeit von *Leistung* gesehen werden können. Die Messbarkeit und Existenz von individueller Leistung wird hierbei nicht hinterfragt, sondern monetär berechnet. Die Aussagen folgen Pfaden, die oft als utilitaristisch gesehen werden und es nach vielen utilitaristischen Theorien oder Auslegungen vielleicht auch sind. Im Zentrum des Utilitarismus steht aber die Orientierung am Glück. Dieses ließe sich auch anders denken, wie der Exkurs »Vom Utilitarismus zu kritischer Wohlorientierung« gezeigt hat. Wie könnten bildungsanerkennende Aussagenmuster aussehen, wenn die dort ausgeführten Gedanken jeweils in spezifischen Situationen zur Unterstützung von Reflexionsprozessen, Diskussionen und zur Einfühlung herangezogen werden würden? Diese Frage lässt sich hier nicht eindeutig beantworten, wird aber als Anregung in den Raum gestellt.

